

# flutter.

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

# Barrieren



# Macht



macht  
was

Der Podcast „Say My Name“ untersucht, welche Machtverhältnisse unsere Gesellschaft prägen – und wie wir sie umkehren können:  
[bpb.de/smn-podcast](https://bpb.de/smn-podcast)

# A



Im Leben muss man sich ständig überwinden. Freiwillige Herausforderungen wie den Sprung vom Zehner nennen Sozialwissenschaftler „Edgework“: Man geht wortwörtlich an seine Grenzen

Auf einer Geburtstagsfeier fragte mich letzters ein Fremder: „Bist du eigentlich ein Zwerg?“ „Ich versteh die Frage nicht“, antwortete ich und hatte nur allzu gut verstanden.

Ich bin 1,41 Meter groß. Viel kleiner als die meisten in meinem Alter, das war immer so. Studieren konnte ich trotzdem, ich kann meinen Beruf ausüben. Mir tut nichts weh, außer manche Blicke, die ich kriege, weil ich in diesem einen Punkt von der Norm abweiche. Wir brauchen Orientierung. Aber die Normen, an denen wir uns orientieren, schließen zwangsläufig die aus, die ihnen nicht entsprechen.

Auf Barrieren treffen alle Menschen, aber nicht alle gleich oft. Ich komme nicht überall dran, andere kämpfen täglich mit den Barrieren, die sie zu Ungleichen machen: bei der Chance auf eine Wohnung, einen Arbeitsplatz, faire Bezahlung oder eine Aufenthaltsgenehmigung.

Barrieren sind gesellschaftlich gemacht und damit veränderbar. Sie sind politisch, weil sie zeigen, wer die Deutungshoheit hat: Wer hat Geld, ist schön und integriert genug? Wer darf mitreden, wer wird gehört? Die Antworten auf diese Fragen verraten immer auch, wer außen vor bleibt.

Nicht jede Barriere können wir mit unseren Augen sehen, mit den Händen greifen oder benennen. Dieses Heft soll eine Einladung sein, die Perspektive zu wechseln. Die Menschen erzählen hier vertrauensvoll von den Barrieren in ihrem Leben. Viele zeigen, wie man sie überwinden kann, dass man sie nicht hinnehmen muss. Und sich die Frage stellen sollte: Käme ich darüber hinweg? Über diese Stufen? Die Scham, die eine Krankheit mit sich bringt oder mein Alter? Das Gefühl, nicht dazugehören?

Eine demokratische Gesellschaft, die Inklusion ernst nimmt, fängt alle auf: Spätestens im Alter sind wir auf Hilfe angewiesen, durch einen Unfall, Arbeitslosigkeit oder Schicksalsschläge können aber alle jederzeit ihre Selbstständigkeit verlieren.

Demokratie heißt: Alle müssen politisch mitbestimmen können und gehört werden. Für Teilhabe und gleiche Chancen gibt es Gesetze. Manche werden überarbeitet, andere neu erlassen. Im Alltag aber kommt es auf unser Bewusstsein für die Barrieren um und zwischen uns an.

*Simone Ahrweiler*



*UNSER COVER zeigt die Künstlerin Charlie Fitz in einer Erwachsenenwindel. Darmerkrankungen wie Morbus Crohn treffen besonders häufig junge Menschen, darüber gesprochen wird aber nicht. Deshalb hat Fitz, die mit dem Ehlers-Danlos-Syndrom lebt, dieses Selbstporträt gemacht: „Scham verlernen: Darminkontinenz ist meine Normalität.“ Damit möglichst viele das Cover verstehen, haben wir auf den englischen Slogan verzichtet.*

# Inhalt

**6 Exklusive Gesellschaft**  
Beim Thema Inklusion suchen alle nach Vorbildern. Hier sind schon mal fünf

**13 Grenzerfahrungen, Teil 1**  
Dorothee (27) ist nicht schön und trotzdem Model

**14 Abgemacht?**  
Die UN-Behindertenrechtskonvention ist ein Meilenstein, aber leider nur auf dem Papier

**18 Raus mit der Sprache**  
Müssen Briefe vom Amt so schwer zu verstehen sein?

**20 Na hör mal**  
Dass eine Hörende Musik übersetzt, finden viele Gehörlose nicht so toll

**22 The Wire**  
Wie ist es, von einem Symbol der Unmenschlichkeit zu leben? Zu Besuch bei einem Stacheldraht Händler

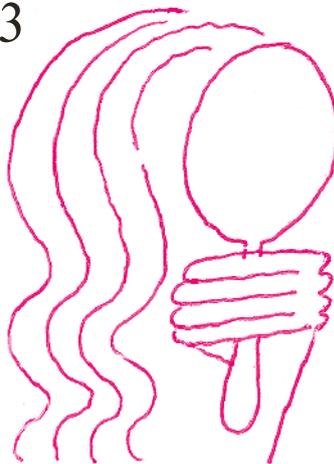
**26 Crip Time**  
Mit Behinderung ticken die Uhren anders. Wie und warum, zeigt unser Schaubild

**28 Na sicher**  
Durch die Nacht mit den nettesten Türsteherinnen und Türstehern Dresdens

Bei all den Hürden im Leben soll ein fluter-Abo keine sein. Unser Heft gibt's umsonst: [fluter.de/hefte](http://fluter.de/hefte)



13



**31 Grenzerfahrungen, Teil 2**  
Himmel noch eins, diese Buchstaben! Paula (22) ist Legasthenikerin

**32 Alter!**  
Wir haben unseren ältesten Autor gefragt, ob Senioren wirklich nicht mit Technik können

**34 Form follows fuck you**  
Manche Stadtplaner arbeiten sehr kreativ, aber unmenschlich

**36 Deutsch light**  
Wer Texte in Leichter Sprache braucht und wie die klingen

**37 Grenzerfahrungen, Teil 3**  
Mit Fatigue ist Jay (29) oft zu erschöpft für seinen Alltag

**38 Abgefahren**  
Eine Autobahn trennt Essen in arm und reich

**42 Kann man schaffen**  
Wie wir an Herausforderungen wachsen können, weiß Jugendpsychiater Jakob Hein

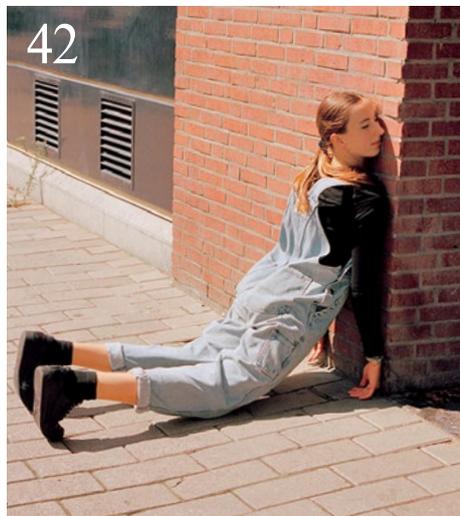
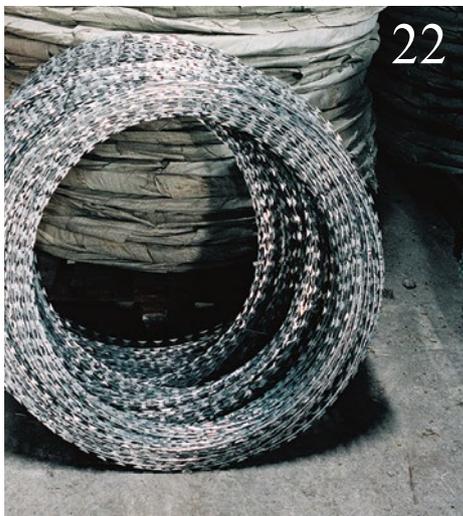
**43 Grenzerfahrungen, Teil 4**  
Lena (23) hat viel zu sagen. Aber oft wollen ihr die Worte nicht über die Lippen

**44 Ich rolle mit meiner Besten**  
Im tiefsten Niedersachsen klingen ihre Motorräder für Klara, Lya und Maxime (16) nach Freiheit

**47 Grenzerfahrungen, Teil 5**  
Leo (30) überfällt jeden Tag eine richtige Drecksangst

**48 Chip, Chip, hurra!**  
Neurologen wollen Depressionen heilen - über ein 14 Millimeter großes Loch im Schädel

**50 Impressum & Vorschau**





## Kein Durchkommen

Diese Menschen errichten eine Barriere. Nicht aus Stein oder Holz, sondern mit ihren Körpern, um gegen den Kohletransport aus dem Tagebau Hambach zu protestieren. Den eigenen Körper in den Weg zu stellen ist eine so einfache wie mächtige Form des Widerstands. Und eine etablierte: von Gandhis Salzmarsch gegen die britische Kolonialmacht über die nackten Brüste von Femen-Aktivistinnen, Menschenketten gegen Rechtsextremismus, Sekundenkleber auf Asphalt oder Flashmobs gegen das Militärregime in Myanmar. Solche Proteste können um die Welt gehen, Staaten unabhängig machen, die Umwelt retten, Veränderung erzwingen. Die Demonstrierenden riskieren dafür oft Gewalt und Festnahmen, auch in demokratischen Ländern.





# Exklusive Gesellschaft

Macht mal Platz:  
Diese fünf leben mit Behinderungen.  
Das müsste nicht ständig Thema sein –  
wäre da nicht ihre Umwelt

Interview: Mareice Kaiser  
Illustration: Tina Herchenröther

*Natalie Dedreux, René Schaar, Kübra Sekin, Amie Savage. Vier Bildschirmfenster, eins fehlt noch. Bei Jürgen Dusel funktioniert der Log-in mit dem Rechner seiner Behörde nicht. Ein paar Minuten später: fünf Fenster. Wir einigen uns darauf, uns zu duzen.*

**fluter:** Eine kurze Vorstellungsrunde: Welche drei Begriffe beschreiben euch?

**Kübra:** Nicht alle in der Runde sind sehend. Wollen wir uns also vielleicht auch kurz selbst beschreiben?

**fluter:** Gerne. Meine Haare sind hellbraun und schulterlang, ich trage heute pinken Lippenstift und eine Brille.

**Kübra:** Ich habe schwarze, kinnlange, lockige Haare, die ich mit zwei goldenen Spangen hochgesteckt habe. Ich trage einen beigefarbenen Pullover, und ich nutze heute meinen manuellen Rollstuhl. Drei Begriffe, die für mich stehen: Bühne, Gleichberechtigung und Lasagne.

**Natalie:** Mich beschreibt mein Aktivismus, mein Einsatz für Menschen mit

Downsyndrom und dass ich mich sichtbar mache. Ich trage heute ein Shirt von Kasalla, einer Kölner Band. Ich habe eine Kette an und eine Brille und braune Haare.

**Jürgen:** Jazz, Demokratie und Wandern. Was ihr seht, aber ich nicht sehen kann: Ich habe dunkelbraune Haare, trage ein weißes Hemd und, weil ich ein Beauftragter der Bundesregierung bin, ein Jackett.

**Amie:** Kunst ist ein großer Teil meines Lebens, meine Identität und Harmonie. Ich liebe es, wenn Menschen harmonisch miteinander umgehen. Meine Haare sind stark gelockt und kurz, und ich trage einen lila-grünen, sehr warmen Pullover.

**René:** Meine drei Begriffe beginnen mit M: Miteinander, Medien, Musicals. Ich trage meine blonden Haare kurz, eine runde Brille, schwarze Klamotten, wie eigentlich immer, und ich habe einen kurzen rechten Arm.

**fluter:** Wir sprechen über Barrieren. Ein Thema, das euch alle beschäftigt. Wo



**René Schaar (32)**

ist stellvertretender Leiter des Bereichs „Gleichstellung und Diversity“ beim NDR. Und der Initiator von Elin, der ersten Puppe mit sichtbarer Behinderung in der „Sesamstraße“.

**Kübra Sekin (33)**

arbeitet als Schauspielerin, Moderatorin und Performerin. Social Media nutzt sie als Sprachrohr für Antidiskriminierungsthemen.



**Natalie Dedreux (25)**

engagiert sich für Inklusion. Sie schreibt unter anderem für den „Ohrenkuss“, ein Magazin von Menschen mit Downsyndrom.



**Amie Savage (23)**

studiert Soziale Arbeit, arbeitet als Künstlerin und setzt sich als Aktivistin für Inklusion ein, auch in der Kunst.

rüber würdet ihr denn sprechen wollen, wenn es weniger Barrieren geben würde?

**René:** Wenn wir alle die gleichen Rechte hätten und alle repräsentiert wären, würde ich mir ein kleines Atelier einrichten und kreativer arbeiten, malen, zeichnen. Ich wollte mich nie auf meine Behinderung reduzieren lassen. Aber irgendwann hatte ich das Gefühl, dass es verschenktes Potenzial wäre, wenn ich nicht laut mitrede. Ich arbeite als Diversity Manager, und da geht es nicht nur um Behinderung, sondern um so viele Facetten von Verschiedensein. Das finde ich super.

**Amie:** Es ist schwierig, Abstand zu nehmen und zu überlegen: Womit würde ich mich sonst beschäftigen? Ich würde definitiv auch mehr malen und mich einfach mal zurückziehen und Pause machen. Es sollte nicht so sein, aber leider gehören die Barrieren dazu. Ich denke ständig daran, ob ich will oder nicht, ob ich Kraft habe oder nicht.



**Jürgen Dusel (59)**

ist Jurist und seit 2018 der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen. Er empfiehlt zum Beispiel den Bundesministerien, was sie tun können, damit Menschen mit Behinderungen gleichberechtigter leben.

**Jürgen:** Ich finde wichtig, wie unterschiedlich Barrieren sein können. Oft geht es um Mobilitätseinschränkungen,

die berühmte Stufe, die man mit dem Rollstuhl nicht hochkommt. Aber die Verwendung von zu schwerer Sprache kann ein echtes Problem sein für Menschen mit Lernbeeinträchtigungen. Oder zu kleine Schilder für Sehbehinderte. Die Barrieren sind so unterschiedlich, wie die Menschen unterschiedlich sind. Deshalb ist es auch nicht leicht, sie zu beseitigen. Barrierefreiheit hat eine soziale Dimension: zusammen arbeiten, zusammen feiern, zusammen zur Schule gehen.

**fluter:** Zusammen feiern, das ist dir ja wichtig, Natalie.

## „Ich muss immer lachen, wenn jemand von uns als , Menschen mit besonderen Bedürfnissen‘ spricht“

René Schaar

**Natalie:** Ja, es ist so wichtig, dass alle zusammen feiern. Dass wir auch da sind.

**Kübra:** Sich die Räume nehmen und besetzen, das finde ich wichtig. Zu vielen Räumen haben wir wegen der fehlenden Barrierefreiheit noch immer keinen Zugang.

**fluter:** Nur wenige Gebäude werden komplett barrierefrei gebaut. Bisher gibt es kein Gesetz, das dazu verpflichtet. Dabei ist Inklusion ein Menschenrecht, im Grunde müsste doch jeder Club, jede Schule, jede Internetseite barrierefrei sein.

**Jürgen:** Ich kämpfe sehr dafür. Es soll eine Neuerung am Behindertengleichstellungsgesetz geben. Sozialminister Hubertus Heil sagte im Januar, das Gesetz wird geändert. Er hat vor, dass private Anbieter zur Barrierefreiheit verpflichtet werden. Inklusion ist, Menschen mit Behinderungen in alle Bereiche der Gesellschaft selbstverständlich einzubeziehen. Und die gehen ja nicht nur ins Bürgeramt oder auf die

Website vom Rathaus, sondern auch in ein Restaurant oder Kino. Das alles muss barrierefrei sein!

**fluter:** Welche Barriere ist die erste, an die ihr euch erinnert?

**Kübra:** Als Kind hatte ich erst keinen Rollstuhl. Meine Eltern wussten nicht, wo und wie sie das Geld dafür beantragen können. Ich konnte mich nicht selbstständig bewegen, hab am Leben draußen so gut wie nicht teilgenommen.

**Natalie:** Ich war auf einer inklusiven Schule. Da konnten wir miteinander und voneinander lernen. Das war gut, das hat geklappt. Und ich fand gut, dass ich dort nicht die einzige Person mit Downsyndrom war.

**fluter:** Da ist Inklusion mal nicht nur eine Vision, sondern Realität.

**René:** Dass es möglich ist, habe ich gerade in London gesehen. Im Musical „The Little Big Things“ spielen behinderte und nichtbehinderte Menschen zusammen. Das ist jeden Abend propentvoll und kommerziell erfolgreich. Der Raum ist leicht zugänglich, für Epileptiker gibt es Hinweise auf Blitze und laute Geräusche. Ich habe mich da aufgehoben gefühlt, irgendwie gesehen. Eine der Schauspielerinnen hat so einen kurzen Arm wie ich. Das war für mich emotionaler, als ich vorher gedacht hätte: Jemand wie ich auf einer Bühne, das hätte ich mir früher als Kind oder Jugendlicher gewünscht. Die Behinderung macht was mit deinem Selbstwert: Wo sehe ich mich? Wohin träume ich mich? Wenn du kein Umfeld hast, das dich stützt, und keine Medien, die dir Vorbilder zeigen, die so sind wie du, fühlst du dich allein. An meinem Selbstwertgefühl zu arbeiten ist bis heute eine Aufgabe für mich. Bin ich es wert, geliebt zu werden? Eine riesige Baustelle.

**Kübra:** Ja, nennt sich internalisierter Ableismus. Den muss man aktiv verlernen.

**fluter:** Wie geht das?

**Jürgen:** Indem man sich erst mal bewusst wird, dass es ihn gibt. Jeder von uns hat die Erfahrung gemacht, dass

es Menschen gab, die gesagt haben: Das schaffst du sowieso nicht. Meine erste Barriere war die Kontaktaufnahme. Ich bin mit einer starken Sehbehinderung geboren. Als Kind und Jugendlicher war es unheimlich schwierig, mit Gleichaltrigen in Kontakt zu kommen, weil bei mir kein Augenkontakt möglich war. Oder in den öffentlichen Verkehrsmitteln: Ich musste immer fragen: „Fahren Sie nach XY?“ und bekam die Antwort: „Kannst du nicht lesen?!“ Das sind Ergebnisse, die einen kleinmachen.

**Amie:** Oft steht die Behinderung im Vordergrund, und alles andere geht unter. Wichtig finde ich aber auch die intersektionale Ebene, es gibt ja auch Queers, Schwarze und People of Color mit Behinderung. Diese Merkmale prägen mich auch, die verschiedenen Diskriminierungen überlagern sich. Ich beschäftige mich schon länger mit meiner Identität und Inklusion und Vielfalt. Ich studiere Soziale Arbeit und spüre einen Druck, mich selbst zu optimieren: weil ich denke, ich bin nicht gut genug. Ich muss besser sein, ich muss schneller sein. Um das negative Bild der anderen von Behinderung zu verändern, gehe ich viel zu oft über meine Grenzen. Zum Beispiel im Studium: Weil ich anders leiste als die „Norm“, nehme ich mir manchmal zu wenig Pausen und arbeite mehrere Stunden durch, obwohl mein Körper das gar nicht bewerkstelligen kann. Einfach aus Angst, dass ich dem Tempo und den Leistungen der anderen nicht hinterherkomme.

### Internalisierter Ableismus

„Er ist an den Rollstuhl gefesselt.“ Oder: „Toll, wie du deiner Behinderung die Stirn bietest!“ Wenn sich Menschen mit Behinderung ständig solche Stereotype anhören müssen, „internalisieren“ sie die womöglich: Sie übernehmen die Vorurteile und Diskriminierungen unbewusst. Und schämen sich, wenn Nichtbehinderte ihnen im Alltag mal helfen müssen. Oder sie stimmen den Vorurteilen sogar bewusst zu - und machen selbst abfällige Witze über behinderte Menschen.

**Jürgen:** Viele nutzen das Wort „behindert“ als Schimpfwort. Das ist gefährlich, weil Sprache unser Denken bestimmt. Aktuell sehen wir, dass es politische Kräfte gibt, die sich offen gegen Inklusion aussprechen. Die greifen zentrale Werte unserer Demokratie an. Deshalb freue ich mich auch, dass in ganz Deutschland so viele demonstrieren gehen. Die gehen alle auch für Inklusion auf die Straße, weil Demokratie Inklusion ist.

**Natalie:** Genau so ist das!

**René:** Noch mal zur Sprache: Ich muss immer lachen, wenn jemand von uns als „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“ spricht. Auf Toilette und ins Theater gehen oder Party machen, das sind ja keine besonderen Bedürfnisse. Solche Formulierungen helfen niemandem, am wenigsten uns.

## „Für die kapitalistische Gesellschaft sind wir nicht profitabel genug“

Kübra Sekin

**Kübra:** Ja, das sind Euphemismen: Wörter, die beschönigen, aber unsere Lebensrealität gar nicht widerspiegeln. Bezeichnungen wie „besondere Bedürfnisse“ werden oft von nichtbehinderten Menschen erdacht, von Lehrerinnen, Pädagogen oder Eltern.

**René:** Mir hilft ein Umfeld, das sagt: Komm, wir probieren es mal aus. Wir brauchen nicht immer die perfekte Lösung. Aber Leute mit Respekt und Bock, aufeinander zuzugehen. Dieser Wille fehlt mir manchmal. Die Leute sind zu ängstlich.

**fluter:** Warum sind sie das?

**René:** Wir alle lernen, dass Behinderung etwas Böses ist. Schaut doch mal in Kinderbücher, Filme oder Serien, auf die Bösewichte bei „Star Wars“, „James Bond“ oder in „Grimms Märchen“, die sind alle behindert, entstellt, verrückt.

### Inspiration Porn

Eine Ballerina ohne Arme wirbelt über eine Castingshowbühne, die Jury ist ergriffen. Ein blinder Musiker spielt Violine. Stehende Ovationen. „Inspiration Porn“ nannte die 2014 verstorbene Aktivistin Stella Young Darstellungen, die behinderte Menschen instrumentalisieren, um das Publikum zu begeistern und zu rühren. Denn oft steckt hinter der „inspirierenden Höchstleistung“ eine gewöhnliche Eigenschaft oder Fähigkeit. Frag dich bei der nächsten behinderten TV- oder Serienfigur mal: Sehe ich das umfängliche Bild eines Menschen oder einen „Inspiration Porn“?

Das sind die Geschichten, mit denen wir aufwachsen, die erzählen wir uns teils seit Jahrhunderten. Das haben wir nie richtig aufgearbeitet. Wir fangen jetzt erst an, neue Geschichten zu erzählen.

**Kübra:** Die Angst von Nichtbehinderten im Umgang mit uns ist sicher ein Thema. Ständig ist von „Berührungängsten“ die Rede: Nichtbehinderte sind unbeholfen im Umgang mit Behinderten, weil sie befürchten, Fehler zu machen. Das darf keine Ausrede mehr sein. Die Leute sind persönlich dafür verantwortlich, sich mit behinderten Lebensrealitäten auseinanderzusetzen. Wir haben viele tolle Menschen, die seit Jahren wichtige aktivistische Arbeit leisten. Aber es liegt auch an unserer kapitalistischen Gesellschaft. Für die sind wir nicht profitabel genug. Beziehungsweise wird unser Mehrwert noch nicht anerkannt. Es gab schon Fortschritte, hybride Veranstaltungen zum Beispiel...

**fluter:** ...an denen man physisch teilnehmen kann, aber eben auch virtuell. In der Pandemie wurden vermehrt Live-streams und Chats angeboten.

**Kübra:** Viele haben da mitgemacht und erkannt: Das ist eine Form, die mehr Teilhabe ermöglichen kann. Nur werden viele solcher Formate wieder zurück-

gezogen, weil sie zu viel kosten oder nicht genug Onlinetickets verkauft werden. Menschen, die vorher ausnahmsweise mal eingeladen wurden, werden wieder ausgeladen.

**Jürgen:** Es geht um Menschenrechte. Inklusion ist ein Menschenrecht. Darin sehe ich meinen Job: die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen. In Fragen der Schule, der Arbeit, des Wohnens und der Gesundheit. Wenn wir auf Freiwilligkeit setzen, kommen wir nicht weit. Da müssen wir in Deutschland echt noch viel machen. Zum Beispiel gibt es viel zu wenige barrierefreie Arztpraxen. Dadurch haben Menschen mit Behinderungen nicht die freie Arztwahl, die ihnen zusteht.

**fluter:** Aber ist es nicht bitter, dass man sich nicht auf Solidarität verlassen kann? Dass immer wieder an Grund- und Menschenrechte von Millionen Menschen erinnert und darum gekämpft werden muss?

**Amie:** Ich sehe da auch das kapitalistische Leistungssystem als Problem. Das beutet Menschen aus, zum Beispiel in den Werkstätten, wo Leute weit weniger als den Mindestlohn verdienen. Dieses System schafft Hierarchien: Die, die mehr leisten, stehen über denen, die

### Was ist eine Behinderung?

Als Behinderung gilt nicht nur, wenn jemand mit Rollstuhl oder Trisomie lebt, sondern auch mit einem Herzfehler, Asthma oder Demenz. Im Sozialgesetzbuch (SGB) steht: „Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als 6 Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist.“ Mit Behinderung stehen einem Rechte zu, die unter anderem das SGB regelt, zum Beispiel mehr Urlaubstage, Kündigungsschutz, Steuervergünstigungen oder gesonderte Parkplätze.

weniger leisten. Das ist gefährlich für Menschen mit Behinderung. Wir leisten nicht weniger, wir leisten anders als die Norm.

**René:** Ich frage mich immer: Können wir es uns als Gesellschaft überhaupt leisten, zwei Arbeitsmärkte, zwei Wohnungsmärkte, zwei Bildungssysteme parallel am Laufen zu halten? Ist doch unlogisch, was wir da machen, gerade mit kapitalistischer Brille.

## „Behinderung wird oft als das andere betrachtet. Dabei sind die Grenzen zwischen Behinderung und Nichtbehinderung fließend“

Amie Savage

**fluter:** Ihr alle seid auf Social Media unterwegs, wie auch viele Aktivisten für Inklusion. Sind euch Vorbilder wichtig?

**Natalie:** Social Media sind wichtig, damit ich gesehen werde. Damit Menschen mit Behinderung gehört werden. Wir gehören dazu. Wir sind wichtig. Wenn ich was poste, bekomme ich positive Nachrichten. Das tut mir auch gut.

**Kübra:** Meine ersten Vorbilder waren Laura Gehlhaar und Ninia LaGrande. Das waren die ersten behinderten Frauen, die ich auf Social Media entdeckt habe. Dass sie ihre Perspektiven geteilt haben, war wichtig für mich, das Gefühl: Hey, ich bin ja gar nicht alleine. Ich bin nicht die Einzige, die so was erlebt, das ist strukturell. Durch die beiden habe ich angefangen, mich damit zu beschäftigen.

**fluter:** Sind Social Media ein barrierefreier Raum?

**René:** Ja, weil man sich zeitlich und räumlich freier vernetzen kann. Meine Mutter war alleinerziehend, wir hatten wenig Geld. Wir waren in einem Selbst-

hilfverein, konnten es uns aber nie leisten, zu den Treffen zu fahren. Sich zu vernetzen ist heute einfacher, sogar international. Ich sehe Menschen in meinem Feed, die Ukulele oder Gitarre spielen mit kurzen Armen oder wenigen Fingern, die sich was gebastelt haben mit Gaffa-Tape. Ohne Internet würde ich die alle nicht kennen.

**Amie:** Es gab eine Zeit, in der ich sehr isoliert war. Ich war eigentlich nur in der Schule und dann wieder zu Hause. Ich hatte zwar Freunde, bin aber selten ausgegangen, weil ich mit meinem Elektrorollstuhl nicht in Clubs gekommen bin. Das tat weh. Ich war zu Hause und hatte echt Angst, von der Gesellschaft vergessen zu werden. Zufällig habe ich ein Netzwerk gefunden, „Mission Inklusion“. Dort fing meine Bildung an, was meine eigene Identität angeht. Ich habe gelernt, dass ich mich selbst diskriminiert habe und auch andere Menschen mit Behinderung. Social Media waren für mich befreiend.

**Jürgen:** Andererseits müssen Social-Media-Angebote natürlich auch barrierefrei sein. Dafür brauchen wir Gesetze. In den USA beispielsweise sind die Gesetze fortschrittlicher – und die Telekommunikationsangebote dadurch barrierefreier. Überall da, wo der Markt das ohne den Staat regeln soll, sind die Bedingungen nicht so gut.

**Kübra:** Wir alle sind verantwortlich, das Internet barrierefrei zu machen. Es ist aufwendig, für jeden Post eine Bildbeschreibung zu machen. Aber Barrierefreiheit ist eine Haltung. Wenn ich als behinderte Aktivistin etwas poste, möchte ich, dass es für die Community zugänglich ist. Vielen Menschen fehlt diese Haltung. Wobei das natürlich auch eine Frage von Kapazitäten ist, auch für Menschen mit Behinderung: Nicht alle von uns können das immer, und das muss auch okay sein.

**fluter:** Neben dieser Haltung – habt ihr Forderungen oder Wünsche an die Menschen, die dieses Gespräch lesen?

**Natalie:** Die Leute müssen sich informieren. Dann sehen sie: Ah, eine Behinderung ist doch eigentlich ganz cool. Dafür muss die Politik mal Inklusion

machen, damit wir mitreden können. Und Parteien wie die AfD, die gegen die Demokratie und Inklusion sind, sollen verboten werden.

**Kübra:** Macht Platz für uns. Zum Beispiel in Redaktionen: Wie viele behinderte Menschen arbeiten da, welche Arbeitsbedingungen gelten? Was können Redaktionen verändern, damit behinderte Menschen dort arbeiten? Zahlen sie fair? Lasst uns teilhaben und teilnehmen: Ladet uns ein.

**René:** Behinderung ist Teil der Diversity, über die wir so viel reden. Weg mit den Schubladen.

**Amie:** Behinderung wird oft als das andere betrachtet. Dabei sind die Grenzen zwischen Behinderung und Nichtbehinderung viel fließender, als viele meinen. Wenn eine Person schwanger wird, sollte sie einkalkulieren, ein behindertes Kind zu bekommen. Oder die eigene Fragilität: Eine Behinderung kann jederzeit entstehen. Das ist kein Defekt, nichts Schlechtes, Behinderung gehört dazu. ➔

Auf die Idee, ein Gespräch über Inklusion als Party zu zeigen, wären nicht viele gekommen. Tina Herchenröther (26) schon. Die Künstlerin beschäftigt Themen wie Popkultur, Körper und Identität, oft verfremdet sie die Personen auf ihren Bildern.



### Dorothee (27) ist schlagfertig, kerngesund und lebt mit einer unschönen Wahrheit

Ich bin eher der luftige Typ: ziemlich hager. Ich beneide Leute, die gedankenlos eine Mahlzeit auslassen können, weil ich ständig Gefahr laufe, zu dürr zu werden. Ich quäle mich nicht im Fitnessstudio oder hungere über winzigen Rationen irgendeines Superfoods. Mein Körper ist so.

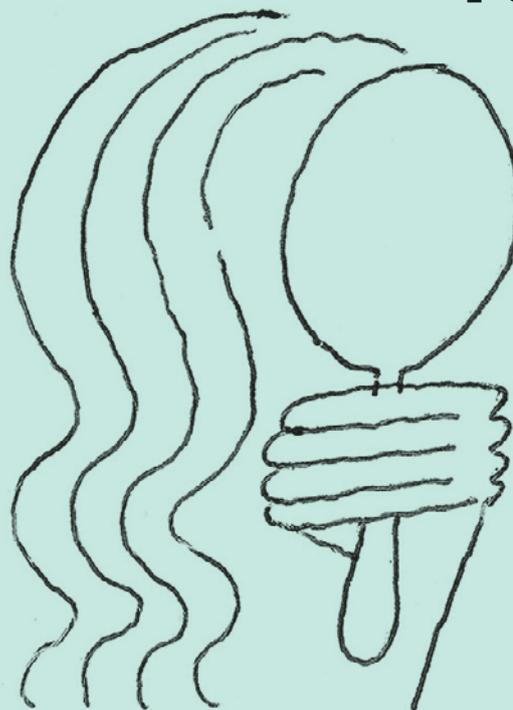
Ich habe kleine, eng beieinanderstehende Augen, schiefe Zähne und einen krummen Rücken (sagt mein Physiotherapeut). Ich finde Schminken lästig, trage eine Brille und bin stolz auf meine Haare, die kupferfarben sind und überall wachsen.

Und schon ist es passiert: Ich beschreibe mein Äußeres. Anhand der Merkmale, die die Gesellschaft schön oder hässlich nennt. Ich mache mit bei der Ausgrenzung von Menschen, die als nicht schön gelten. Menschen wie mir. Andererseits: Ich weiß, dass nicht ich anders bin, sondern wir alle.

Ich spreche über mein Äußeres, weil unser Aussehen politisch ist. Weil Schönheit nicht natürlich gegeben, sondern gesellschaftlich gemacht ist. Dein Aussehen zeichnet deinen Lebensweg vor. In einer Gesellschaft, die die Symmetrischen, Glatten, Jungen, die Weißen und Fitten anschmachtet, gehen Schöne leichter durchs Leben. Sie bekommen bessere Noten und kriegen eher einen Job, in dem sie dann mehr Geld verdienen. „Pretty Privilege“ heißt das, googelt mal. Über attraktiv oder nicht entscheiden wir in Millisekunden – unbewusst. Deshalb sind die Vorurteile so hartnäckig.

Mir wurde nicht nur die Schönheit abgesprochen, sondern meiner Person als Ganzes die Daseinsberechtigung. Nach einem Umzug wurde ich an der neuen Schule in einem Ausmaß gemobbt, dass ich das Gymnasium erneut verlassen musste. Manche Lehrerinnen und Lehrer haben mich weniger gefördert. Viele halten Nicht-Normschöne für weniger intelligent.

Noch schlimmer ist, dass ich oft links liegen gelassen wurde. In der Schule war ich das Mädchen, mit dem man grundsätzlich nicht spricht. Ich trug die Klamotten, die zu Hause eben da waren. Manchmal fragten mich die anderen, ob sie mich mal einkleiden dürften. Einmal war ich verzweifelt genug, um Ja zu sagen. Sie wollten mich schminken und steckten mich im Herbst in ein kurzes Sommerkleid. Das Outfit war eher seltsam, fand ich zumindest. Ich fühlte mich wie eine Schaufensterpuppe. Als ich vor ihnen saß, starrte mir eine Mitschülerin auf die Beine: „Oh. Mein. Gott. Bist du gar nicht rasiert?“ Was soll man darauf antworten? Es war Herbst, ich trug lange Hosen. Und unabhängig davon: Wozu rasieren? Ich verstehe das bis heute nicht.



Frauen mit unrasierten Körperpartien gelten in unserer Gesellschaft oft als ungepflegt und undiszipliniert. Ähnlich wie mehrgewichtige Frauen. Sie leiden unter der Erzählung, dass wir alle schön werden, wenn wir uns nur genug anstrengen – und zahlen können. Die Creme, der Sportkurs, die Schönheitsoperation versprechen Lebensfreude und Erfolg. Das funktioniert nur, solange Schönheit für die meisten unerreichbar bleibt, damit wir ihr weiter hinterherrennen können.

Diese Ideale werden spätestens dann absurd, wenn man sich vergegenwärtigt, wie austauschbar sie sind. In anderen Teilen der Welt, zum Beispiel dort, wo Nahrung knapp ist, gelten Menschen mit fülligem Körper als schön, erfolgreich und begehrenswert. Welchen Sinn soll Schönheit haben, wenn sie übermorgen ganz anders definiert sein könnte? Wenn ich sie durch einen Unfall oder eine Krankheit jederzeit verlieren kann? Wenn das „schön“ von hier und heute woanders auf dem Planeten möglicherweise nie als schön gegolten hat?

Schönheit ist subjektiv. Und doch fügen wir uns einem vermeintlich objektiven Regelwerk. Um ihm zu entsprechen, verwehren wir uns Essen, das uns schmeckt, Kleidung, die wir bequem finden, und unterziehen unsere Körper gefährlichen Operationen. Diese Regeln sind nicht naturgegeben. Menschen haben sie eingeführt und erlernt. Also können Menschen diese Regeln auch wieder verlernen.

Seit Kurzem stehe ich in der Modelkartei einer Agentur, die Menschen mit Bierbäuchen, Tränensäcken, Hautkrankheiten oder sichtbaren Behinderungen vertritt. Menschen, die man in der Werbung selten sieht.

Protokoll: Selmar Schüle  
Illustration: Nadine Redlich

# Abgemacht?





**In der UN-Behindertenrechtskonvention versprechen 189 Staaten Menschen mit Behinderung volle Gleichberechtigung. Bringt's was?**

## Warum gibt es die Konvention?

Es gibt Rechte, die jeder und jede hat. Diese sogenannten Menschenrechte haben die Vereinten Nationen (UN) bereits 1948 aufgeschrieben. Weil bei manchen Menschen erhöhte Gefahr besteht, dass ihre Menschenrechte missachtet werden, haben die UN deren Rechte noch mal in einem eigenen Abkommen bestärkt. Zum Beispiel für Kinder, Geflüchtete oder eben Menschen mit Behinderung, die weltweit überdurchschnittlich oft benachteiligt wurden und werden. Am 13. Dezember 2006 haben die UN das „Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ beschlossen, kürzer: die UN-Behindertenrechtskonvention.

## Wen schützt sie?

Einen Großteil der weltweit rund eine Milliarde Menschen mit Behinderung. Allein in Deutschland leben nach Angaben des Statistischen Bundesamts rund acht Millionen schwerbehinderte Menschen – fast jeder zehnte Bürger. Die Schwere einer Behinderung wird mit dem Grad der Behinderung (GdB) in Zehnergraden von 20 bis 100 ausgedrückt. Als schwerbehindert gelten Menschen mit einem GdB ab 50. Nur drei Prozent der Betroffenen sind von Geburt an behindert, nahezu alle anderen schweren Behinderungen sind Folgen einer Krankheit oder eines Unfalls.



## Was soll die Konvention bringen?

Sie legt fest, welche Rechte Menschen mit Behinderung haben und dass Behinderung als Teil der Vielfalt menschlichen Lebens zu würdigen ist. Sie enthält aber keine Sonderrechte für Menschen mit Behinderung, sondern konkretisiert noch mal ihren Anspruch auf die geltenden Menschenrechte.



## Was steht da genau drin?

Die für Deutschland verbindliche Konvention enthält 50 Artikel. Die formulieren die Chancengleichheit und Selbstbestimmung aus, die Menschen mit Behinderung brauchen, um an der Gesellschaft teilhaben zu können. Die Artikel betreffen alle Lebensbereiche. In Artikel 9 zum Beispiel die Barrierefreiheit: Öffentliche Gebäude wie Schulen oder Krankenhäuser, Straßen oder Busse sollen für behinderte Menschen zugänglich sein. Auch das Internet soll barrierefrei eingerichtet sein, unter anderem durch die Übersetzung von Texten in Leichte Sprache (siehe Seite 36).

Weitere Artikel sollen sichern, dass Menschen mit Behinderung selbst entscheiden können, was sie arbeiten und wo und mit wem sie leben wollen, dass sie wählen gehen oder sich kulturell betätigen können. Und die Konvention fordert ein „inklusives Bildungssystem“, also dass Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam lernen. Der Staat muss die Bedingungen dafür schaffen, dass das gelingt.

## Ist die Konvention ein Gesetz?

Die Konvention ist kein Gesetz. Menschen mit Behinderung können in Deutschland nur die Rechte einklagen, die in den deutschen Gesetzen stehen. Deutschland hat sich aber verpflichtet, seine Gesetze so zu ändern, dass sie zur Konvention passen.

## Wer hat unterschrieben?

Die Konvention gilt heute in 189 Staaten (der insgesamt 193 UN-Staaten weltweit), darunter alle Mitgliedsländer der EU. Kein anderes Abkommen wurde so schnell von so vielen Staaten unterschrieben, Deutschland war einer der ersten – mehr als ein Jahr bevor das Abkommen im Mai 2008 in Kraft trat. Schon in der Vorbereitung gab es eine Neuheit: Erstmals bei einem so weitreichenden internationalen Beschluss haben Menschen mit Behinderung und ihre Verbände mit darüber entschieden, welche konkreten Forderungen die Vertragsstaaten erfüllen sollen.

## Warum ist die Konvention so besonders?

Zum einen nimmt die Konvention die Gesellschaft in die Verantwortung für Inklusion: Sie erkennt an, „dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht“. Ein Mensch, der mit Rollstuhl lebt, wird also durch seine Umwelt behindert, etwa indem sie Gebäude baut, die nur über Treppen zu erreichen sind. Behinderung wird aus dieser Perspektive zu einer Erfahrung, die ein Mensch vor allem durch sein Umfeld erfährt, weniger durch persönliche (angeborene) Eigenschaften.

Zum anderen ist die Konvention völkerrechtlich verpflichtend. Solche Verträge haben einen besonderen Status:



Verstößt ein Staat gegen das Völkerrecht, können gegen ihn weitreichende Strafen verhängt werden, zum Beispiel Wirtschaftssanktionen.

### Dann können die UN Deutschland bestrafen, wenn es der Konvention nicht nachkommt?

Offiziell schon. Verstöße gegen das Völkerrecht zu ahnden ist aber kompliziert: Ein Grundsatz des Völkerrechts verbietet es, sich in die „inneren Angelegenheiten“ eines anderen Staates einzumischen. Verstöße gegen die Konvention werden also praktisch nicht bestraft. Die UN setzen auf den guten Willen der Vertragsstaaten, auf „naming and shaming“: Alle verlassen sich darauf, dass niemand vor den anderen schlecht dastehen will.

### Wer überprüft, ob die Staaten die Konvention umsetzen?

Die Vertragsstaaten verpflichten sich selbst, eine staatliche Anlaufstelle und eine unabhängige „Monitoring-Stelle“ einzurichten, die Fortschritte und Mängel überwacht. Und die Staaten müssen



einem speziellen UN-Ausschuss regelmäßig Fachberichte vorlegen.

Auch die zahlreichen Interessenvertretungen schauen genau auf die Situation, etwa der Deutsche Behindertenrat, Aktion Mensch oder der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen.

### Und, funktioniert die Konvention? Ist Deutschland inklusiver geworden?

Es wird mehr über Selbstbestimmtheit für Menschen mit Behinderung gesprochen, das Bewusstsein für Inklusion wächst. Gut 15 Jahre nach Inkrafttreten gibt es aber immer noch viele Mängel, vor allem in der Barrierefreiheit.

Erst vergangenes Jahr haben die UN Deutschland für seine mangelhafte Inklusionspolitik kritisiert: „In Deutschland besteht weiterhin ein stark ausgebaut System von Sonderstrukturen – sowohl in der schulischen Bildung und bei der Beschäftigung in Werkstätten als auch in Form von großen stationären Wohneinrichtungen.“

Der Fachausschuss fordert, solche Sondereinrichtungen für Menschen mit

Behinderungen abzubauen. Bei allen Diskussionen über Vielfalt werden Menschen mit Behinderungen immer noch zu wenig berücksichtigt.

### Und die Vision einer inklusiven Gesellschaft?

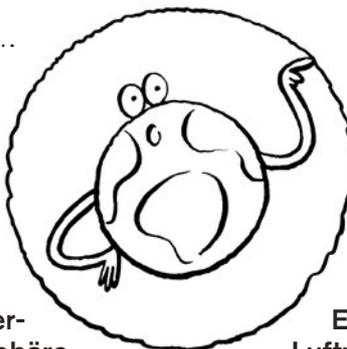
Bleibt ein fernes Ziel. Trotzdem ist die Konvention wegweisend, sie hat Bewusstsein und Aufmerksamkeit geschaffen. Sie ist Anlass für alle Vertragsstaaten, ihren Anspruch in den Alltag der Menschen zu bringen.

Ein paar Erfolge gibt es bereits, auch in Deutschland: Mehr Bahnhöfe und Busse wurden mit Rampen oder Aufzügen ausgestattet. Um mehr Menschen mit Behinderungen in reguläre Jobs zu bringen, wurde für fast 175.000 Unternehmen eine Beschäftigungspflicht eingeführt: Sie müssen mindestens fünf Prozent ihrer Arbeitsplätze an Menschen mit Behinderung vergeben. Wobei sich die Unternehmen von dieser Pflicht freikaufen können – was viele auch machen.

Seit 2017 soll das Bundesteilhabegesetz die Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen stärken, zum Beispiel indem sie mehr von ihrem Einkommen und Vermögen behalten dürfen (Eingliederungshilfe). Und 2019 urteilte das Bundesverfassungsgericht, dass Menschen mit Behinderung, die in Vollbetreuung leben, nicht länger von Bundestags- und Europawahlen ausgeschlossen werden dürfen. Nach dem Urteil führte der Bundestag das inklusive Wahlrecht ein. ➔

## Grenzwertig I: Kármán-Linie

Wenn man mit einer Rakete losfliegt, kommt man in den Weltraum. Aber wo beginnt der eigentlich? Dort, wo es keinen Sauerstoff mehr gibt? Oder an dem Punkt, an dem man nicht mehr runterfallen würde? Nun, weil die Erdatmosphäre über Tausende Kilometer langsam ausdünn und die Schwerkraft theoretisch nie endet, hat der Internationale Luftsportverband FAI eine andere Grenze gezogen: die Kármán-Linie. Sie liegt in 100 Kilometern Höhe, wo die Luft so dünn wird, dass sie konventionellen Flugzeugen zu wenig Auftrieb gibt, um noch kontrolliert fliegen zu können.



Benannt wurde sie nach dem Physiker Theodore von Kármán, der die Grenze in den 1950er-Jahren definiert hat. Die Kármán-Linie gilt vielen als Ende der Welt, aber nicht allen. Die US-Luftwaffe etwa zieht die Grenze schon in 80 Kilometern Höhe. Es ist nicht nur eine wissenschaftliche Frage, sondern auch eine völkerrechtliche: Staaten haben die Lufthoheit über ihr Gebiet. Bei der Frage, ob ein Flugobjekt abgeschossen werden darf, kann die Höhe entscheidend sein: Fliegt es noch im staatlichen Luftraum oder schon im staatenlosen Weltraum? *Michael Brake*

# Raus mit der Sprache

## Briefe von Ämtern sind unverständlich und machen den meisten Angst. Warum reden die so mit uns?

Zu den vielen Entzauberungen des Erwachsen-werdens gehört der Gang zum Briefkasten. Statt Urlaubskarten von Freundinnen oder einem Zwanni von Oma liegt plötzlich Post vom Amt drin. Und die hat es in sich. Mit jedem Brief kommt kurz die Furcht hoch, etwas falsch gemacht zu haben. Und dann ist da noch der Frust darüber, wie diese Schreiben verfasst sind: Gesetzesparagraf mal Fachwort mal Schachtelsatz. Eine hochachtungsvolle Amtlichkeit, die kaum Verben kennt und noch weniger direkte Ansprache.

Dabei muss man verstehen, was Behördenpost von einem verlangt, um überhaupt seine Rechte wahrnehmen zu können – ob es nun darum geht, BAföG zu beantragen oder bei der Steuer zu viel gezahltes Geld zurückzubekommen. In demokratischer Hinsicht ist die Behördenkommunikation deshalb mindestens fragwürdig, findet Christine Möhrs. Sie ist Sprachwissenschaftlerin und leitet am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache den Arbeitsbereich „Verständlichkeit von Verwaltungssprache“. „Behörden sollten sich bewusst sein, dass sie eine Barriere aufbauen und Menschen mit dem Beamtendeutsch ihre Rechte verwehren können“, sagt Möhrs. Und das betrifft einen Großteil der Bevölkerung: Wer nicht täglich mit Rechtssprache zu tun hat, sitzt ratlos vor den Briefen.

Die Behörden tun sich auch selbst keinen Gefallen, meint Matthias Kleindienst, Sprecher des Jobcenters in Nürnberg. „Der Kunde ruft uns dann an, weil er die Briefe nicht versteht, oder er schickt uns das Falsche.“ Zu komplexe Briefe bedeuten Mehrarbeit für die Ämter, also auch Steuergeld, das woanders nicht ausgegeben werden kann. Dabei sind die Bürgerinnen und Bürger laut einer aktuellen Großbefragung des Statistischen Bundesamts mit ihren Behörden

eigentlich zufrieden. Bemängelt werden vor allem die (fehlenden) Onlineangebote und die Verständlichkeit ihrer Schreiben.

### Warum ist das so?

Dass Behördenbriefe so geschwollen formuliert sind, liege an ihrem historischen Erbe, erklärt Christine Möhrs. „Rechtssprache wollte ursprünglich ganz sicher eine Abgrenzung schaffen, damit nur eine kleine elitäre Gruppe sie versteht.“ Heute wollen Behörden nahbarer sein, nur sprachlich klingen sie noch nach alten Zeiten. Andererseits sei da die Rechtssicherheit, sagt Möhrs. „Die hängt teils wie ein Damoklesschwert über dem Schriftverkehr der Ämter.“ Was Behörden mitteilen, muss rechtlich korrekt sein. Das ermutigt Mitarbeitende nicht gerade, sich von den Gesetzestexten zu lösen, um ihre Schreiben verständlicher oder sogar freundlicher zu machen.

### Geht das nicht anders?

Allerdings gibt es kein Gesetz, das einer Behörde verbietet, ein Verb statt eines Nomens zu verwenden. Oder mal einen Punkt zu setzen. Eine Arbeitsgruppe mit Mitarbeitenden verschiedener Jobcenter hat daher begonnen, die mehr als 300 Vorlagen schrittweise sprachlich zu überarbeiten. Ihr Anspruch: Die Schreiben sollen „in eine rechtssichere Sprache gegossen werden, die aber verständlich ist und die Leute direkt anspricht“, erklärt Matthias Kleindienst. Für den Anfang hat sich die Arbeitsgruppe das häufigste Schreiben vorgenommen – und es erst mal umbenannt. „„Aufforderung zur Mithilfe“, das klingt eher nach ‚Strammgestanden!‘“, findet Kleindienst. Künftig soll es heißen: Wir brauchen Ihre Mithilfe. Wer Bürgergeld beantragt, soll nicht mehr im Befehlston angeblökt werden.

1

2

3

4

Dass es sinnvoll ist, zunächst am Ton zu arbeiten, bekräftigt auch Christine Möhrs. Wenn sie Behörden Workshops für verständlichere Sprache gibt, stellt sie zuerst eine Frage in den Raum: Wie will ich als Behörde eigentlich überkommen? Im nächsten Schritt könne man dann etwa überlegen, was man in einem ersten Schreiben schon mitteilen muss – und was noch Zeit hat, weil es sonst wie eine Drohgebärde wirken kann.

„Ich hoffe vor jedem Blick in den Briefkasten, kein Behördenschreiben zu finden“, sagt Paul. Er ist 21 und macht gerade eine Ausbildung zum Elektroniker. Paul erinnert sich, dass er nach einem Umzug mal die Frist verpasst hat, in der er seine neue Adresse hätte anmelden müssen. Beim zuständigen Bürgerbüro sei ihm mit mehreren Tausend Euro Strafe gedroht worden. Drei Wochen habe er Angst gehabt, eine Zahlungsaufforderung im Briefkasten zu finden. Am Ende musste er nur ein geringes Bußgeld zahlen. Das hat Pauls Blick auf die Behörden geprägt. „Man muss doch nicht direkt mit dem Schlimmsten drohen. Gerade Ämter sollten wissen, dass solche Summen für manche die Existenz bedeuten.“

Um die Schreiben zu vereinfachen, könne man auf drei Ebenen ansetzen, erklärt Christine Möhrs.

– Da sei zum einen die Struktur des Schreibens: Steht die wichtigste Aussage am Anfang, oder ist sie irgendwo im vierten Absatz versteckt? Ballert der Brief direkt mit Gesetzesparagrafen um sich, oder dürfen die auch am Ende stehen?

– Auch an der Satzebene lässt sich arbeiten, das zeigen die neuen Schreiben der Arbeitsagentur. Die Arbeitsgruppe hat mehr Verben verwendet, Sätze vom Passiv ins Aktiv gesetzt und deutlich unterschieden, was die Arbeitsagentur tut und was der Briefempfänger zu tun hat.

– Am schwierigsten sei es, die Wortebene zu ändern, sagt Möhrs. Fachbegriffe lassen sich aus rechtlichen Gründen oft nicht einfach ersetzen. Sie empfiehlt: Bei unbekanntem Rechtsbegriffen einen Satz hinterherschreiben, der erklärt, was der Begriff bedeutet und was zu tun ist.

Immerhin schicken die Behörden Briefe auch an Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist. Palwasha ist vor zwei Jahren nach Deutschland gekommen. In Afghanistan hat sie als Journalistin gearbeitet, bis es wegen der Taliban nicht mehr ging.

Hier büffelt die 28-Jährige Deutsch und will später als Dolmetscherin anderen Geflüchteten helfen. Sich im neuen Land zurechtzufinden und eine neue Sprache zu lernen findet sie anstrengend genug. Da sind die vielen Briefe vom Jobcenter zusätzlicher Stress. Lange Briefe seien das, seufzt Palwasha, mit noch längeren Fachbegriffen. Und alle nur auf Deutsch. Mittlerweile versucht sie, die Post allein zu beantworten. Anfangs ging das nur, weil sie Familie hat, die seit Jahren in Deutschland wohnt.

## Anmerkungen

- (1) Dass Amtsschreiben lesefeindlich sind, hat auch mit einem zweiten historischen Erbe zu tun: Mit Verwaltungsdokumenten wurde früher versucht, in die deutsche Sprache einzugreifen. Zum Beispiel um 1900, als manche fürchteten, das Deutsche könne durch die vielen Lehnwörter aus anderen Sprachen verkommen. Daher stehen in Behördenbriefen bis heute Antiquitäten wie Lichtbild (statt Foto), Kraftfahrzeug (Auto) oder Tanzlustbarkeit (feiern gehen).
- (2) Eine Menge Papier. Insgesamt haben die Jobcenter 2023 knapp 52 Millionen Schreiben und Bescheide versandt.
- (3) 2023 wurde der Antrag mehr als 7,5 Millionen Mal verschickt.
- (4) Drei solcher neuen Vorlagen sollen im Mai an alle Mitarbeitenden der deutschen Jobcenter gehen.
- (5) Aus „Es ist zu überprüfen, ob und inwieweit für Sie ein Anspruch auf Leistungen besteht beziehungsweise bestanden hat“ wird dann: „Wir überprüfen, ob oder in welcher Höhe Sie einen Anspruch auf Leistungen haben oder hatten“. Geht doch.



Laura Maaß war Musikdolmetscherin beim Wacken-Festival und für Herbert Grönemeyer. Aber weil Maaß selbst hören kann, kritisierten sie manche Gehörlose - bis sie aufhörte

Text: Kristina Ratsch

Es gibt ein Video bei YouTube, in dem Laura Maaß den Song „Ding“ von Seeed performt. Sie steht im Dunkeln der Bühne, nur ihr Körper ist beleuchtet. Sie wippt unablässig, ihre Hände tanzen in der Luft die Bilder, die der Text erzählt: die gute Laune des Ich-Erzählers, der mit großem Ego, schicken Klamotten und Hut, aber ohne seinen Ehering auf die Pirsch geht.

Laura Maaß dolmetscht nicht nur den Text in Gebärden, sie macht auch den Rhythmus, die Melodie, Instrumente und die Stimmung sichtbar. Sie bewegt Beine und Arme, um die Beats der

Trommeln zu verbildlichen. Für die klimpernden Zwischentöne im Intro des Songs schlägt sie mit den Händen auf ein imaginäres Xylofon in der Luft.

Laura Maaß hat lange Musik in Gebärdensprache übersetzt. Sie war auf Tour mit Seeed und Peter Maffay, stand beim Lollapalooza in Berlin auf der Bühne, gebärdete Metal beim Wacken-Festival und Orchestermusik in Babelsberg.

Über die Jahre entwickelte Maaß eine eigene Technik. Bei hohen Tönen stellt sie sich auf die Zehenspitzen, bei tiefen duckt sie sich in die Knie, je nach-

dem, wie die Melodie verläuft. Die Füße werden oft zum Schlagzeug, zu dem, was in den Magen fährt. Vor dem Dolmetschen muss sie sich warm machen: Maaß bewegt sich viel. Denn der Text, sagt sie damals in Interviews, der sei wichtig, der gehört dazu, aber Musik ist eben immer noch Musik, sie dolmetsche schließlich nicht die „Tagesschau“.

Diese - ihre - Technik machte Laura Maaß bekannt in der Szene der Musikdolmetscherinnen und Musikdolmetscher. Ihre Karriere nahm schnell Fahrt auf und endete schnell: in einem Shitstorm.

Diese Karriere begann geradlinig und fast ein bisschen kitschig: Als Kind hat Laura Maaß einen besten Freund, Edi. Als er sein Gehör verliert, erfinden die beiden eine Geheimsprache, um sich zu verständigen: Maaß' Einstieg in die Gebärdensprache. Später studiert sie Gebärdensprachdolmetschen, besteht 2012 die Prüfung zur staatlich geprüften Gebärdensprachdolmetscherin. Im Jahr zuvor übersetzt sie zum ersten Mal ein Musikvideo. Das sieht die Rockband Keimzeit und fragt an, ob Maaß mit auf Tour wolle. Sie wollte. Und hört für Jahre gar nicht mehr auf zu touren.

Anfang 2019 gründet Maaß die Gruppe #DieMitDenHändenTanzen, ein Kollektiv aus hörenden und gehörlosen Musikdolmetschenden. Fast ein Jahr sind sie im ganzen Land unterwegs.

An einem Abend im September 2019 steht Maaß mit Kolleginnen im grünen Scheinwerferlicht des SO36 in Berlin-Kreuzberg. Sie übersetzen die Punkband Metzger 58, als mehrere Personen die Bühne stürmen. Sie stellen sich an den Bühnenrand und recken Schilder in die Luft.

*„Hat jemand uns gefragt, wie wir Musik verstehen wollen?“*

*„Wir wollen keine Vermarktung unserer Muttersprache!“*

*„Weg mit postkolonialistischem Verhalten, Gebärdensprache ist unsere Muttersprache!“*

Sie nennen sich #DeafPerformanceNow, eine Aktionsgruppe von Gehörlosen, die, wie sie auf ihrer Website schreiben, „die Schieflage rund um das ‚inklusive Musikdolmetschen‘“ stört. Sie wollen, dass Laura Maaß und andere hörende Dolmetschende von den Bühnen verschwinden. Weil sie es falsch finden, dass Hörende Musik für Gehörlose übersetzen.

Warum, kann man heute nur auf ihrer Website nachlesen, die Gruppe ist nicht mehr aktiv. Doch Elisabeth Kaufmann, die sich als Vizepräsidentin des Deutschen Gehörlosen-Bunds für die Rechte von Gehörlosen in der Kultur einsetzt, erklärt die Kritik in einem Videotelefonat.

Einmal, sagt Kaufmann, sei da die kulturelle Aneignung. Gebärdensprache habe lange als minderwertige Sprache gegolten. Erst seit 2002 ist sie mit Inkrafttreten des Behindertengleichstellungsgesetzes offiziell als eigenständige Sprache anerkannt. Dabei sind

laut Gehörlosen-Bund mindestens 80.000 Menschen in Deutschland auf Gebärdensprache angewiesen. In Schulen sei es zeitweise verboten gewesen, zu gebärden, erzählt Kaufmann. Und plötzlich stünden dann Hörende auf der Bühne, gebärden im Rampenlicht und bekommen dafür Applaus, Ruhm und Honorare.

Für viele Gehörlose sei ein anderes Problem noch entscheidender, sagt Kaufmann: die Bevormundung. „Lange wurde Musik als etwas gedacht, das nur Hörenden zusteht.“ Mit der Zeit wurde aus dem Nischenthema Inklusion eine gesellschaftliche Aufgabe. So wuchs die Idee, dass zu richtiger Inklusion gehöre, dass Gehörlose Musik verstehen. Kurzerhand hätten Veranstalter hörende Musikdolmetschende auf die Bühnen gestellt, um auf ihrer To-do-Liste einen Haken hinter Inklusion machen zu können. „Dabei haben Gehörlose schon vorher Musik genossen, aber eben anders: auf ihre Art“, sagt Kaufmann. In Clubs beispielsweise sei die Musik oft so laut, dass sie als Gehörlose die Vibration des Bodens spüren könne. Auch Musikvideos sind Produkte des Zeitgeistes und der Popkultur, ob nun mit Ton oder ohne. Doch plötzlich herrschte eine Norm, wie Gehörlose Musik verstehen sollten. Und diese Norm orientierte sich nur an Hörenden, sagt Kaufmann. „Uns wurde gesagt, wie wir zu inkludieren seien.“

Laura Maaß äußert sich nicht mehr zu solchen Vorwürfen, sie lässt mehrere Anfragen unbeantwortet. In Interviews sagte sie damals, sie habe Leute im Publikum mitgebärden gesehen. Was einem Mitsingen gleichkäme und dafür spräche, dass verstanden wurde, was Maaß übersetzt hat. Sie erzählte auch, die Leute seien nach Konzerten zu ihr gekommen und begeistert gewesen. Man könnte es angesichts solcher Erfahrungen genau andersherum formulieren als Kaufmann: Hörende, die Musik dolmetschen, nötigen Gehörlosen keine Idee von Musik auf. Sondern verschaffen Gehörlosen Zugänge zu dem Musikerlebnis, das sie als Hörende haben. Sie inkludieren also.

So eine Vorstellung könne man nur als Hörender haben, findet Kaufmann. Sie sei bevormundend: Viele sind von Geburt an gehörlos, haben nie gehört, wie eine Trompete klingt oder eine Gi-

tarrensaite schwingt. Was bringt es ihnen, wenn Laura Maaß mit den Fingern die Trompeten von Seeed imitiert? Wenn sie Zwischentöne übersetzt für ein Publikum, das gar nicht weiß, dass ein Ton oder Instrument hoch, tief, dumpf, schrill, weich oder hart klingen kann? „Viele Gehörlose verstehen hörende Musikdolmetscher gar nicht“, sagt Kaufmann.

Sie kennt das von eigenen Konzertbesuchen. Für sie als Gehörlose sei Musik Text auf Rhythmus. Kaufmann



Laura Maaß gebärdet auf dem Wacken-Festival

klopft mit dem Finger im Takt auf den Handrücken, wie ein Metronom. „Das könnten gehörlose Dolmetscherinnen genauso übersetzen: Sie sprechen vorher mit der Band, lernen den Text auswendig und bringen die Emotionen dann durch Gestik rüber.“

Für den Deutschen Gehörlosen-Bund arbeitet Kaufmann daran, dass auf deutschen Bühnen mehr gehörlose Dolmetscher oder zumindest Tandems aus hörenden und gehörlosen Dolmetschenden stehen. #DieMitDenHändenTanzen haben sich nach dem Protest von #DeafPerformanceNow zurückgezogen. In den Sozialen Medien brach ein Shitstorm gegen Maaß und ihre Kolleginnen los, beide Gruppen erklärten ihre Version der Geschichte. 2020 löste sich #DieMitDenHändenTanzen auf. Laura Maaß will keine Musik mehr dolmetschen.

Eine ehemalige Kollegin von ihr geht ans Telefon. Für sie als hörende Dolmetscherin habe sich viel geändert, erzählt sie. Wenn nach einer Rede, die sie dolmetscht, Musik läuft oder ein Chor singt, lehne sie es mittlerweile ab, die Musik zu dolmetschen. Sie gehe dann vorsichtshalber von der Bühne. ➔



# The wire

Fluter Nr. 90, Thema: Barrieren

# Seit Jahrzehnten sperrt Stacheldraht Menschen aus und ein. Wie ist es, wenn man davon lebt? Besuch bei einem Zaunhändler, der sich Fragen stellt

Text: Steffen Greiner  
Fotos: Marshl Ceron Palomino

Der Draht glänzt wirklich schön. Entlang der Autobahn im Norden Berlins hat ein Transportunternehmen vor Kurzem seinen Zaun aufgerüstet: mehrere Rollen NATO-Draht am oberen und unteren Ende. NATO-Draht ist eine neuere Variante des Stacheldrahts: Den lang gezogenen Stahldraht mit Dornen ersetzt ein dünnes Blechband, in das scharfe Klängen eingestanzt sind. Den laufenden Meter bekommt man schon für 50 Cent.

Neben der Anlage läuft der Draht gleich weiter: Die Justizvollzugsanstalt Plötzensee schließt an, auch sie in NATO-Draht gehüllt. Eine kleine Hochsicherheitszone mitten in der Stadt. Und einer, der davon schwärmt, wie schön das glänzt. Neulich kam er zufällig am neuen Zaun vorbei, erzählt Efekan Dikici am Telefon. Da sei ihm das mal wieder aufgefallen. Dikici ist Geschäftsführer von Mutanox, einem „Stahlgroßhandel mit kleiner Montagetruppe“, wie er selbst sein Unternehmen nennt. Im Angebot: Zäune, Gitterroste, Balkongeländer. Aber eben auch: Stacheldraht, NATO-Draht und Mauerspitzen.

Stacheldraht gilt als Nachlass böser Zeiten. Vor 150 Jahren ließ ihn der US-Amerikaner Joseph Glidden patentieren, weil Holzzäune zu teuer geworden waren für die riesigen Viehherden im mittleren Westen. Bald richtete sich Gliddens Erfindung auch gegen Menschen: im Ersten Weltkrieg, um die feindlichen Linien draußen zu halten, in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten und den sowjetischen Gulags, um Juden und

Roma und Zwangsarbeiter drinnen zu halten. Später wurde der Draht zum Symbol des getrennten Europas, spätestens mit dem Schengenabkommen und der Freizügigkeit innerhalb der EU wirkte Stacheldraht so gestrig wie die Idee einer physischen Grenze an sich.

Aber weg war er natürlich nie: Überall in der Welt entstehen neue Grenzanlagen. In den vergangenen rund 20 Jahren wurden mehr sogenannte „fortifizierte“, also mit Mauern, Zäunen, Stacheldraht oder Software zur Gesichtserkennung gesicherte Grenzen errichtet als in den fünf Jahrzehnten davor. An der US-Grenze zu Mexiko steht ein gebäudehoher stacheldrahtbewehrter Zaun, an manchen Abschnitten der Grenze zu Palästina hat Israel gleich ein halbes Dutzend Rollen hintereinanderlegen lassen. Und auch die Ränder der EU sind im Höchstmaß umzäunt: Spanien sperrt Marokko aus, Griechenland die Türkei, Polen Belarus, Finnland Russland. Hunderte Kilometer Stacheldraht sollen es Geflüchteten erschweren, nach Europa zu kommen. Wo ein Land endet und ein anderes beginnt, soll vielerorts wieder sichtbar werden und gern auch fühlbar.

Wie sieht einer wie Dikici, der mit dem Abgrenzen sein Geld verdient, diese Welt und ihre wachsende Begeisterung fürs Territoriale? Was für ein Ge-



Zaunkönig: Efekan Dikici kann pinkfarbene Gartenzäune oder einen Kilometer Stacheldraht beschaffen. Die meisten Aufträge sind harmlos, sagt er

schäft ist der Handel mit Stacheldraht? Wir verabreden uns. Dikici freut sich auf das Gespräch, aber er zögert auch. „Nicht dass ich wie der letzte Warlord überkomme“, sagt er, grüßt aber zum Abschied fröhlich: „Tschu-tschu!“

Das Gelände von Mutanox liegt im Ortsteil Karlshorst, weder Stadtgrenze noch Berlin der Clubs und Szenen. Ein Gewerbegebiet, die Nachbarn: ein Landschaftsbaubetrieb und eine Wagensiedlung, die bald geräumt werden soll. „Zaun-Store“ steht groß auf der Fassade. Rechts von der Einfahrt ein Bürobungalow, vor dem bunte Muster-

zäune einen Kirschbaum einhegen. Dahinter das Lagergebäude. Überall stapeln sich Gittermatten. Auf der anderen Straßenseite werden Wohnungen gebaut. Womöglich steht bald der nächste Umzug an, erzählt Efehan Dikici. Seit fast 25 Jahren wandert Mutanox immer weiter an den Stadtrand, von Schöneberg nach Neukölln, jetzt hier in den Südosten der Stadt.

Sollte der Mann ein Warlord sein, ist er einer, der gerne lacht. „Die Presse will den NATO-Draht interviewen“, scherzt er mit seinen Angestellten. Dikici, Mitte 30, wirkt selbst am faszinier-testen von dem Geschäft, das er leitet: so viel Stahl, so viele Variationen! Richtig ins Schwärmen kommt er über Fangzäune für Bolzplätze oder die pinkfarbenen Zäune, die sie für Eigenheime sonderanfertigen.

## „Ich kann schon verstehen, dass man regulieren will, wer durch die Grenzen kommt“

Zaunanlagen von Mutanox schützen heute die Baustellen von SuedLink, auf denen von Scheeßel bis Schweinfurt Höchstspannungsleitungen verlegt werden. Oder das Berliner Bundeskriminalamt. Viele Justizvollzugsanstalten in Deutschland und Österreich sind seit Jahren Kunden. Mutanox hat schon Bleche nach Uruguay geliefert und Maschendrahtzaun nach Haiti. Einmal war die Firma sogar ein Medienstar. Aus-



gerechnet, weil Mutanox mal nicht geliefert hat.

Herbst 2015, Höhepunkt der Fluchtbewegungen aus Syrien. Zu Zehntausenden versuchten Menschen, über den Balkan in die EU zu gelangen. Unter dem rechten Ministerpräsidenten Viktor Orbán wollte Ungarn das verhindern, indem es massiv Zäune baute. Über 175 Kilometer entstand an der Grenze zu Serbien in kürzester Zeit eine Anlage mit mehreren Schichten NATO-Draht. Nur kam der nicht aus Berlin: Murat Ekrek und Talat Deger, die Gründer von Mutanox, lehnten den Großauftrag ab. Sie verkauften ihren Stacheldraht auf der ganzen Welt, aber nicht, um ihn gegen wehrlose Menschen wie Kriegsflüchtlinge einzusetzen.

Dikici war damals für das Tagesgeschäft zuständig, zum Geschäftsführer wurde er erst später. Die Entscheidung hat er nur am Rande mitgekriegt. Heute müsste er sie fällen. Stachel- und NATO-Draht dürfen in alle Welt verkauft werden, der Handel fällt nicht unter das Kriegswaffenkontrollgesetz. Die meisten Aufträge seien eh harmlos, sagt Dikici. Cafés, Getränkegroßhändler oder Schrottplätze, die Einbrüchen vorbeugen wollen, eine Hausverwaltung, die eine Mauer im Innenhof bewehrt. „Aber Achtung“, Dikici hebt die Augenbrauen. „Wenn sich da jemand verletzt, und wenn es ein Einbrecher ist, kann man dafür angezeigt werden.“ Zumindest wenn man ihn nachlässig anbringt: Stacheldraht ist auf Privatgrundstücken nur dann legal, wenn er korrekt und mit Warnhinweisen angebracht ist.

Ob er Kunden schon mal vom Stacheldraht abgeraten habe, frage ich Dikici, aus moralischen Gründen? „Ganz ehrlich? Nein. Ich fühle mich zwar manchmal wie ein Waffenhändler. Aber dadurch, dass wir das wirklich nur Leuten verkaufen, die damit ihr Hab und Gut sichern wollen, habe ich ein reines Gewissen.“

In der staubigen Lagerhalle zeigt Dikici mir seinen Bestand. NATO-Draht



in verschiedenen Durchmesser, zu mannshohen Rollen aufgetürmt. Um die 1.000 Rollen habe er immer auf Lager, sagt Dikici, das reicht für knapp zehn Kilometer Zaun.

Die großen Rollen sehen aus wie Siegerkränze beim Pferderennen, die kleinen sind nur von einer dünnen schwarzen Plastikhülle umgeben. An vielen Stellen ist sie aufgescheuert. Man sieht viele kleine Klingen mit noch mehr kleinen fiesen Widerhaken. Auch die Mitarbeiter von Mutanox verletzen sich regelmäßig daran, zerfetzen sich Schuhe und Arbeitskleidung und manchmal auch ihre Haut. Als ich mich den Drahtstapeln näherte, die mir bis auf Augenhöhe reichen, achte ich noch sorgfältiger darauf, nicht zu stolpern.

Eigentlich komisch, überlegt Dikici: Da arbeiten so viele Menschen an etwas, mit Herz, Kopf und Seele, in der Stahlindustrie, in riesigen Anlagen mit Feuer und Walzkräften von 10.000 Tonnen, „und am Ende kommt ein Draht raus, der macht dich zu Wurst“. Dikici lacht die Grausamkeit weg, er macht eine Geste: verdrehte Augäpfel, skurrile Verrenkungen. „Das denke ich mir auch bei Waffen, ehrlich. Die bestehen ja auch aus Stahl. Da stehen Leute, die produzieren etwas, das Menschen tötet. Das ist krass.“



Der Draht heißt so, weil er vom NATO-Verbündeten USA nach Deutschland kam

Würde er es heute machen, würde er Ungarn beliefern? „Ich glaube nicht. Ich stelle mir immer vor, wie eine Frau mit Kindern durch den Draht will oder eine Oma, weil sie vor dem Krieg flüchten. Die können sich gar nicht vorstellen, wie doll das wehtut, da durchzukrabbeln.“

Das Bild scheint ihm sehr plastisch vor Augen zu stehen. Auch ich denke an ein Bild, aber in Schwarz-Weiß, von den Schützengräben des Ersten Weltkriegs, die mit Stacheldrahtverschlängen geschützt wurden. Angreifer verhedderten sich darin und wurden erschossen. Ihre toten Körper blieben in grotesken Stellungen hängen, weil es für beide Seiten zu gefährlich gewesen wäre, sie zu bergen. Manchmal ist die Welt von 1918

der von 2024 ähnlicher, als wir wollen.

Dabei ist Dikici gar nicht grundsätzlich gegen Grenzen. „Ich kann schon verstehen, dass man kontrollieren und regulieren will, wer durchkommt. Aber dann denk ich mir: Stell doch einen stabilen Bauzaun hin. Das schützt deine Grenze, tut aber niemandem weh.“

Stacheldraht gegen Menschen, die aus der Not kommen, finde ich scheiße.“

Es ist, wo wir hier so über Grenzen reden und wer sie passieren darf, nicht frei von Ironie, dass es die Firma Mutanox auch deshalb gibt, weil ihre Gründer in Deutschland viel Rassismus erlebt haben. Murat Ekrek und Talat Deger begegneten sich damals, weil sie als Menschen türkischer Herkunft in der Stahlbranche Außenseiter waren. Sie hatten keine Lust mehr auf die abwertenden Sprüche der Kollegen und taten sich zusammen.

Das kleine Team ist bis heute türkisch geprägt, es wirkt wie eine Familie. Als Dikici niest, ermahnt ihn der ältere Lagerarbeiter Mustafa väterlich auf Türkisch, sich doch bitte eine Jacke überzuziehen. „Ich kann mir vorstellen, dass einige Metallbauer, die bei uns kaufen, rechte Parteien wählen“, sagt Dikici. „Wenn die hier sind und unsere Buchhalterin mit Kopftuch ins Büro guckt, kommen schon mal Fragen: Das ist die Putzfrau, oder?“

Im Gehen kann ich es dann doch nicht lassen. Vorsichtig lege ich meinen Finger an eine der Klingen, die sich im Lager durch die Schutzhülle geschnitten haben. Es tut nicht weh, es fließt kein Blut. Aber ich erkenne den feinen Schnitt in den oberen Hautschichten. Er ist noch ein paar Tage zu sehen. ➔

## Grenzwertig II: Gerrymandering

Im November wählen die US-Amerikaner ihren Präsidenten und ihr Parlament, das Repräsentantenhaus. Wer wie viele Sitze bekommt, entscheidet nicht – wie in Deutschland – der landesweite prozentuale Stimmenanteil einer Partei, sondern wer die meisten Siege in den 435 Wahlbezirken des Landes erzielt. In diesen Bezirken sollen möglichst gleich viele Menschen leben. Und die Bezirksgrenzen können in der Regel alle zehn Jahre nach einer Volkszählung neu gezogen werden. Das überlassen die meisten Bundesstaaten der Partei, die die Mehrheit im Repräsentantenhaus hat. Wenn man also weiß, wo die Stammwähler welcher Partei leben, kann man ordentlich manipulieren. Zum Beispiel einen Wahl-



bezirk so abstecken, dass die Demokraten dort auf 90 Prozent kommen – während in den vier umliegenden die Republikaner jeweils 60 Prozent erreichen. Über alle fünf Wahlbezirke gerechnet hätten so beide Parteien ungefähr gleich viele Stimmen, die Republikaner würden aber vier von fünf Mandaten gewinnen. In manchen Staaten wie North Carolina haben die Gerichte das Vorgehen als verfassungswidrig erklärt, unter anderem wegen rassistischer Diskriminierung. Angewandt wird der Trick seit 1812: Weil die Partei von Elbridge Gerry, dem damaligen Gouverneur von Massachusetts, einen Wahlkreis so zuschnitt, dass er wie ein Salamander aussah, heißt die Strategie „Gerrymandering“.

*Michael Brake*

# Barrieren

sichtbar

unsichtbar

## Genormte Zeit

# Cr Tir

... beschreibt die kom  
die behinderte und  
Menschen mit Zeit  
starre Zeitvor

**Wohnen:**  
Barrierefreies Wohnen kann eine höhenverstellbare Küche oder ein Bett mit Aufstehunterstützung bedeuten. Möbel, die nicht überall zu bekommen sind und nicht immer dem eigenen Geschmack entsprechen.

**Mode:**  
Viele behinderte Menschen können keine Kleidung von der Stange kaufen.

**Mobilität:**  
Treppen statt Fahrstuhl, Kopfsteinpflaster, in dem der Rollstuhl stecken bleibt, oder Ampeln, die nur wenige Sekunden geben, um die Straße zu überqueren: Oft ist schon das Straßenbild ein Hindernis.

**Gesundheit:**  
Extrazeit für Physiotherapie, Arzttermine oder Untersuchungen bei Spezialisten

**Wege planen:**  
Es kostet viel Zeit, sich vorher zu informieren, wie man pünktlich an Orte kommt, die nicht barrierefrei sind.

**Bürokratie:**  
Extrazeit, um Hilfsmittel zu beantragen oder Anträge auszufüllen

**Crip Tax:**  
Viele Leistungen müssen behinderte Menschen selbst (und teuer) bezahlen. Diese Extrakosten nennen manche „Crip Tax“.

**Sprache:**  
Keine Übersetzung in Gebärdensprache. Sprechbehinderte Menschen brauchen mehr Zeit, die ihnen oft nicht zugestanden wird.

**Mobbing** als eine Form der Gewalt gegen behinderte Menschen

**Im Alter** dauert manches länger. Viele Erkrankungen, etwa Stoffwechselstörungen, beschleunigen den körperlichen Abbau. Das betrifft alle: Nur rund drei Prozent der Behinderungen hierzulande sind angeboren.

Behinderte Menschen werden oft als weniger attraktiv angesehen. Und manchen fehlen die Mittel, sich zu verabreden. Deshalb machen viele später als andere Erfahrungen mit **Liebe und Sex**.

Bei den Eltern **ausziehen** ist schwerer, weil es zu wenig barrierefreien Wohnraum gibt (in Deutschland nur 2,4 Prozent).

**Klima:** Menschen mit chronischen Erkrankungen sind tendenziell stärker von Extremwetter betroffen, weil sich ihre Lebenssituation bei zum Beispiel wärmeren Temperaturen verschlechtern kann.

**Führerschein:** Es gibt nur wenige behindertengerechte Fahrschulen (und wenige sensibilisierte Fahrlehrerinnen und Fahrlehrer).

Schulabschluss, **Ausbildung** oder Studium werden oft später erreicht – oder wegen des nichtinklusiven Bildungssystems gar nicht.

**Entwicklung:** Wann sollte ein Kind sprechen? In welchem Alter laufen? Auf Eltern und Kindern lastet früh Druck, bei der linearen Entwicklung mithalten zu müssen.

Im Leben

Im Alltag

**Pausen:** Fünf Minuten bis zur nächsten Stunde oder 30 Minuten, um den Campus zu wechseln: für viele behinderte Menschen nicht zu schaffen.

**Tagesform:** Die Leistungsfähigkeit von behinderten und chronisch kranken Menschen kann je nach Uhrzeit und Wochentag schwanken.

**Assistenz:** Absprachen mit Assistenzkräften und die Bürokratie kosten Zeit. Viele behinderte Menschen können keine Assistenz beantragen, bräuchten sie aber im Alltag.

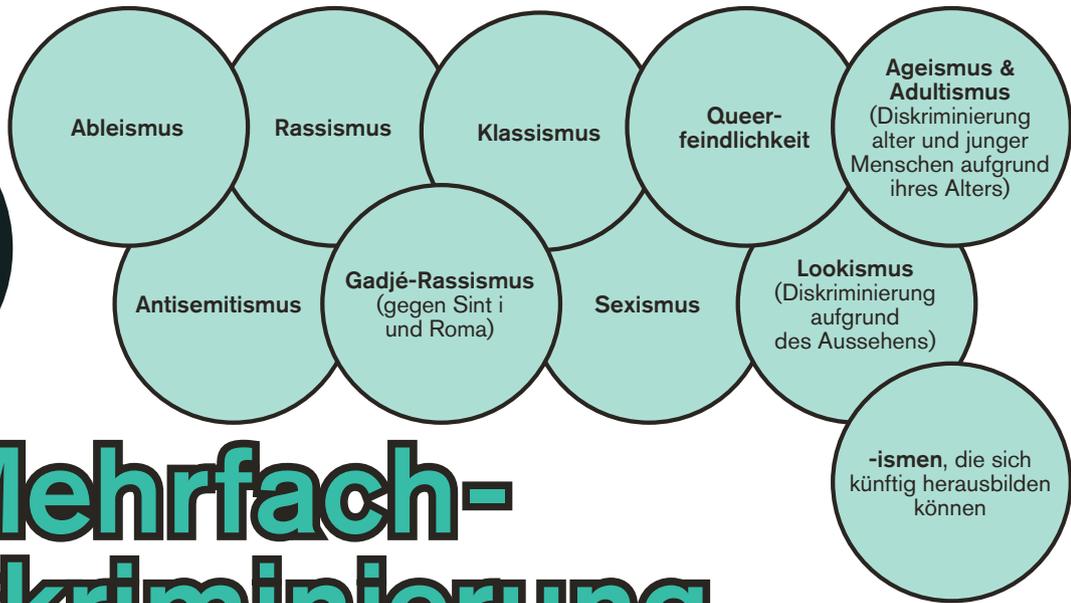
**Freizeit:** Ausflüge verlangen mehr Planung als bei Nichtbehinderten: Ist der Zielort für die Bedarfe der behinderten Person geeignet?

**Lernen:** Mit einer Lernbehinderung braucht man länger für Aufgaben, mit manchen Behinderungen fällt es schwer, mit der Hand zu schreiben.

# Crip me

Complexen Erfahrungen,  
und chronisch kranke  
machen – und stellt  
gaben infrage

**Verinnerlichter  
Ableismus**  
(Selbstabwertung bis zum  
Selbsthass)



## Mehrfach- diskriminierung

Ein Beispiel: Behinderte Frauen verdienen statistisch am wenigsten. Sie müssen also mehr Zeit für das gleiche Einkommen aufwenden als nichtbehinderte Frauen.

**Die Löffel-Theorie** ist ein Gedankenexperiment: Stell dir vor, du hast jeden Tag zwölf Löffel. Jeder steht für eine Energieeinheit, Alltägliches wie Kochen oder Anziehen kostet dich jeweils einen. Nichtbehinderte müssen nicht über die Zahl ihrer Löffel nachdenken. „Spoones“ dagegen müssen gut einteilen, um den nächsten Tag nicht mit weniger als zwölf Löffeln zu starten.

**Gezielte Pausen:** Zeitfenster, in denen man nicht funktionieren oder zu erreichen sein muss, sind wichtig, um sich körperlich und emotional von der Crip Time zu erholen.

**Pandemic Time:** In der Pandemie waren Krankheit und Einschränkungen Alltag, die Abläufe in Schulen und Büros waren flexibler. Davon ist wenig geblieben.

## Was tun?

Empowerment

Forderungen

**Disability Burnout:**  
Ständig gegen Barrieren und Diskriminierung kämpfen zu müssen strengt an und kostet eine Menge (genormte) Zeit und Kraft, die nicht für Pausen genutzt werden kann. Das kann zur Überlastung führen.

**Versicherungen:** Menschen mit Behinderung den Zugang zu Berufsunfähigkeits- oder Unfallversicherungen erleichtern

**Lohnarbeit** anders bewerten, zum Beispiel nicht nach geleisteter Arbeitszeit, sondern nach Ergebnis

**Inklusives Schulsystem** hieße: kein genormtes Lernen und allen Kindern und Jugendlichen die Zeit einräumen, die sie zum Lernen und für ihre Abschlüsse brauchen.

**Sicherheit:** Behinderte Menschen sollen in Notfällen besonders berücksichtigt werden. Denn bei Unfällen oder Katastrophen ist die Zeit für sie besonders knapp.

**Digitale Teilhabe:** Bedienungsanleitungen in Leichter Sprache, barrierefreie Websites oder die Option, Meetings oder Seminare online verfolgen zu können

Von Andrea Schöne

\* Viele Aktivistinnen und Aktivisten eignen sich die beleidigenden Wörter „Crip“ oder „Krüppel“ als Selbstbezeichnung an. Diesen Prozess nennt man Reclaiming. Wobei sich nur die jeweils diskriminierten Personen „Krüppel“ nennen dürfen.

A person with long hair, wearing a dark t-shirt, is shown from the side. They have a red laser light on their right arm, which is shining a beam of light. The background is dark and appears to be an indoor setting, possibly a club or a bar, with some faint lights and a sign that says "108°".

Türsteher  
entscheiden, wer  
mitfeiern darf -  
und wer nicht.  
Diese Dresdner  
Sicherheitsfirma  
will dem Bild  
des breiten,  
wortkargen Mackers  
an der Tür etwas  
entgegensetzen

# Na sicher

Es wird eine lange Nacht. Knapp zwölf Stunden werden Sophie und ihre Kollegen im Einsatz sein, bis zum frühen Morgen. „Aber das kriegen wir schon hin. Hauptsache, alle bleiben entspannt.“ Bässe wummern, Scheiben klirren, in der Tante JU, einem Club im Dresdner Industriegelände, ist heute Technoparty. Viel junges Publikum, das überraschend früh da ist. Um 22 Uhr, als der Einlass beginnt, wartet schon eine lange Schlange vor der Tür. „Darf ich in eure Taschen schauen und eure Ausweise sehen? Und ich würde euch mal kurz abtasten“, sagt Sophie zu den ersten Gästen und lächelt. In den Taschen entdeckt sie Schminkzeug, Handys, Kopfschmerztabletten. „Alles klar, passt, habt einen schönen Abend.“

Damit er schön wird, hat der Dresdner Sicherheitsdienst United fünf Securitys geschickt, drei Männer, zwei Frauen. Sophie und ihre Kollegen sind vorher die Location abgelaufen, sie haben Notausgänge gecheckt, sich mit dem Veranstalter abgestimmt, die Regeln für den Einlass geklärt: keine gefährlichen Gegenstände, keine Getränke, kein Glas. Das Publikum soll sicher feiern. United hat sich auf achtsames Feiern spezialisiert: ohne Belästigungen, ohne Übergriffe, ohne Diskriminierung. Wenn sich ein Gast mit etwas unwohl fühlt, wird sich das United-Team kümmern. Zusätzlich hat der Veranstalter ein Awareness-Team organisiert. Zwei Leute, sie drehen im Club ihre Runden, sind ansprechbar für Gäste und stimmen sich mit United ab. Man hilft sich.

Das Angebot von United ist eine Absage an Sicherheitsdienste, wie man sie vielerorts immer noch nicht anders kennt: Muskelmänner, die wortkarg regeln, wer mitfeiern darf und wer nicht. Mackertum, kurze Zündschnur, kaum Kommunikation. United will es anders machen, progressiv, divers, positiv. Dafür soll schon mal ihr Logo stehen: ein T. Rex in Pink. „Der ist ja bekannt dafür, dass er sehr kleine Arme hat, aber ein großes Maul. Die Kombi beschreibt uns gut“, sagt Andi. „Wir wollten damit auch die typischen Security-Embleme, die oft mit kriegerischen Symbolen werben, auf die Schippe nehmen.“



Bei United gilt:  
Wer diskriminiert, fliegt

Andi, Mitte 30, einer der Gründer von United, steht an diesem Abend mit an der Tür. Er checkt Taschen, kontrolliert Ausweise, bestimmt, aber zugewandt. Als ein Gast betrunken vor ihm steht, nicht aggressiv, aber unaufhörlich auf ihn einredet, bleibt er ruhig. „Mit manchen führt man ein kurzes Gespräch. Um zu merken, wie die Leute ticken.“ Auch Reden kann deeskalieren.

Andi, Sophie und ihre Kollegen heißen eigentlich anders. United-Securitys arbeiten auch auf Demonstrationen oder Veranstaltungen, bei denen mit Bedrohungen von Rechtsextremen zu rechnen ist. Andi will was verändern, das motiviert ihn, deshalb hat er United mit aufgebaut. „Gerade ein Landstrich wie Sachsen, in dem es starke rechtsextreme Strukturen gibt, braucht diskriminierungsarme Räume“, sagt er. „Dafür müssen wir auch unsere Branche verändern, die davon noch weit entfernt ist.“

Dass Sicherheitsdienste Personal beschäftigen, das Verbindungen in die rechtsextreme Szene hat, ist überall in Deutschland immer mal wieder Thema, auch in Sachsen. Flächendeckende Statistiken gibt es nicht, allenfalls Erhebungen aus einzelnen Städten. Also keine Zahlen, die zeigen, wie groß das Problem ist. Wenn man mit Veranstaltern spricht, hört man von Erfahrungen. Carsten Becker, Chef des Dresdner Konzertclubs Beatpol, arbeitet seit ein paar Jahren mit United zusammen. Für ihn die beste Lösung. Die Sicherheitsfirmen davor hätten ihren Job gemacht, sagt Becker. „Aber bei einigen hat es vom Weltbild her nicht zu uns gepasst.“

Auch die Scheune, eine Veranstaltungslocation in der Dresdner Neustadt, arbeitet schon lange mit United zusammen. Im Grunde wurde die Firma dort initiiert: Vor vielen



Jahren, erzählt Geschäftsführerin Romy Jaehnig, habe es in der Scheune einen Vorfall gegeben, an einem 13. Februar. Wegen der Bombardierung Dresdens durch die Alliierten im Zweiten Weltkrieg am 13. Februar 1945 ziehen an diesem Tag traditionell Neonazi-Aufmärsche durch die Stadt. Als Veranstalter müsse man seine Gäste an so einem Tag noch besser schützen, sagt Jaehnig. In der Scheune ging damals das Gerücht um, einer der Sicherheitsmänner, der an jenem Abend Dienst hatte, hätte Verbindungen zu Rechtsextremen. Sein Arbeitgeber habe den Verdacht nicht ausräumen können, erzählt Jaehnig. „Das war ein richtiger Anstoß, etwas an unseren Sicherheitsstrukturen zu ändern.“ Im Umfeld der Scheune fanden sich Leute, die an der Tür helfen wollten. Mit den Jahren haben sie sich professionalisiert, es entstand der Sicherheitsdienst United.

Seit 2020 ist United ein eingetragenes Unternehmen, die Nachfrage ist stetig gewachsen. Eine Website oder Telefonnummer findet man bis heute nicht im Netz, es gibt keine Werbung. Anfragen kommen ausschließlich über Empfehlungen. Sie arbeiten für Clubs, für Festivals, für Journalisten, die auf Demos Personenschutz benötigen. Andi hat die Verantwortung, er regelt die Logistik und die Buchhaltung. Welchen Job sie annehmen, entscheidet die Gruppe basisdemokratisch. Aktuell arbeiten 30 bis 40 Personen für United, ein Viertel Frauen. Es könnten gern mehr werden, findet Andi.

## Security ist eine männlich dominierte Branche - die mitunter Probleme mit Rechtsextremen hat

Frauen im Sicherheitsdienst sind wichtig. Wenn es in einem Club zu einem sexualisierten Übergriff kommt, sind die Betroffenen oft froh, wenn sie sich an eine andere Frau wenden können. Und auch das United-Team beobachtet, dass Frauen meist deeskalierender auf aggressive Gäste wirken. Normal seien Frauen in der Security aber noch längst nicht, erzählt Sophie. Sie bekommt schon mal blöde Sprüche, zum Beispiel wenn sie Körperkontrollen macht. „Manchmal gehe ich darüber hinweg, manchmal gibt es einen Spruch zurück.“ Auf Typen, die sich nicht damit abfinden können, dass sie das Sagen hat, trifft sie immer wieder. „Gerade deshalb finde ich wichtig, dass die sehen, dass es auch Frauen gibt, die als Security arbeiten.“

Am Einlass gibt es keine Probleme. Gerade ist Matthes dran, um die 20, er trägt einen Turban aus bunten Schals und auffällige Ohringe. Und freut sich geradezu über die Kontrolle. „Ich finde es voll schön, wenn die Leute an der Tür lieb zu einem sind. Wenn mein Outfit mal kein Thema ist.“

Für die meisten bei United sind die Einsätze ein Zweitjob. Securitys arbeiten, obwohl es an geschultem Personal mangelt, oft für Niedriglöhne, vor allem wenn sie Objekte und Veranstaltungen bewachen - oder eben vor Clubs stehen. Für viele ihrer Aufträge brauche es einen Sicherheitsschein, sagt Andi. Für den muss man rechtliche und psychologische Grundlagen nachweisen, die Prüfung nehmen Industrie- und Handelskammern ab. Und Securitys müssen sich im „Bewacherregister“ eintragen lassen. Das Register ist noch recht neu. Irgendwann soll es eine Datenbank der privaten Sicherheitsfirmen werden. Und damit der gut 260.000 Menschen, die in Deutschland in der Security arbeiten; nicht wenige davon für unübersichtliche Subunternehmen, die sich nicht immer an deutsches Arbeitsrecht halten.

Das Register ist auch ein Versuch, zu verhindern, dass Neonazis zum Schutz von Geflüchtetenunterkünften eingesetzt werden oder dass politisch Radikale kritische Infrastrukturen wie Wasserwerke oder Krankenhäuser bewachen. „Aber Kontrollen“, sagt Andi, „gibt es nur ganz wenige in der Sicherheitsbranche.“

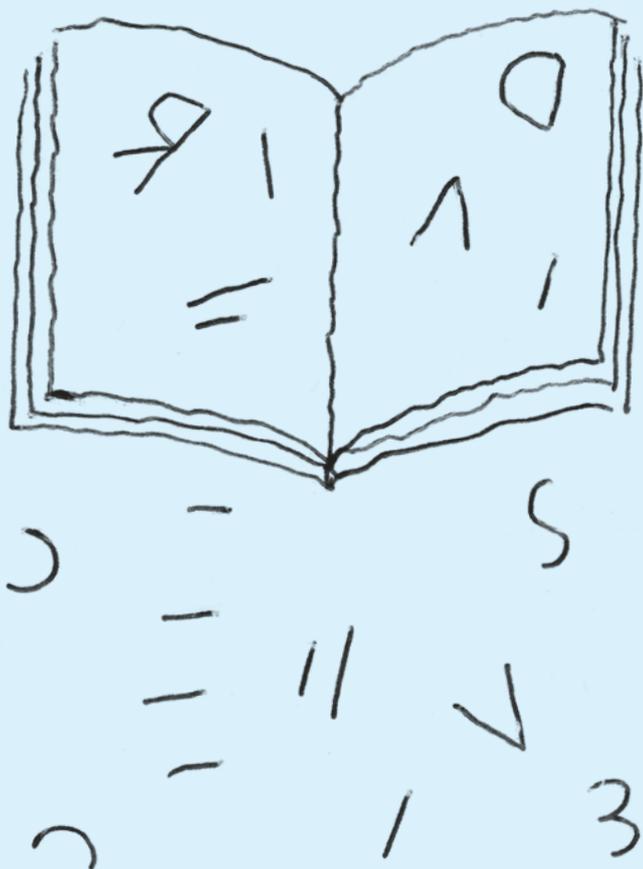
Viele im Team von United arbeiten hauptberuflich in sozialen Berufen, als Erzieherin oder Sanitäter. Auch Sophie hat heute tagsüber gearbeitet, jetzt steht sie bis morgen früh an der Tür. Soziale Erfahrungen helfen, sagt sie, um in problematischen Situationen besser deeskalieren zu können. Nicht sofort fronten, erst mal beruhigen. Für Auseinandersetzungen gibt es bei United regelmäßig Sicherheitstrainings, in denen sie Techniken zur Selbstverteidigung üben. Zweimal im Monat trifft sich das Team, um Einsätze auszuwerten und Probleme zu besprechen.

Die Nacht an der Tür im Dresdner Industriegebiet ist lang und kalt. Andi hat für das Team Heizsohlen und Handwärmer mitgebracht. Und Kartenspiele für die zähen Stunden kurz vor dem Morgengrauen. Größere Probleme gibt es heute nicht. Das Awareness-Team hat sich um einen Gast im Vollrausch gekümmert, sonst alles ruhig. Andis Bilanz am nächsten Morgen: „Junges, sehr nettes Publikum, überraschend entspannt alles.“

# Grenzerfahrungen

## Teil 2

### Als Legasthenikerin hat Paula (22) gleich 26 Barrieren



Dass mit mir etwas anders ist, habe ich in der ersten Klasse bemerkt. Alle um mich herum haben wie selbstverständlich lesen und schreiben gelernt. Für mich war Schule eine große Herausforderung. Deshalb habe ich früh Nachhilfe bekommen. Die Probleme blieben, allen Extrastunden zum Trotz. Meinen Eltern war schnell klar, dass es so nicht weitergehen kann. Noch in der ersten Klasse bin ich auf eine Freie Grundschule gewechselt. Dort wurde viel mehr Fokus auf Inklusion und die Entwicklung der kindlichen Kreativität gelegt. Meine Legasthenie war immer noch Thema, aber die Lehrkräfte sind viel verständnisvoller mit mir umgegangen.

Später auf der Gesamtschule habe ich zum ersten Mal einen Nachteilsausgleich bekommen. Das heißt, dass ich für Klausuren mehr Zeit bekommen habe. Manchmal wurden mir in Prüfungen auch Texte vorgelesen, weil meine Lesegeschwindigkeit eingeschränkt ist. Dazu hatte ich Notenschutz: Meine Rechtschreibung wurde nicht bewertet. Das alles hat mir sehr geholfen. Dumme Sprüche von Lehrern („Früher gab es so etwas nicht“) musste ich mir trotzdem gefallen lassen. Es gab einige, die dachten, ich würde die Mittelstufe nicht schaffen. Meine Freundinnen waren in der Zeit eine große Unterstüt-

zung. Ich erinnere mich an eine Chemiestunde, in der wir ein dickes Arbeitsbuch ausgeteilt bekamen. Meine damalige beste Freundin ist mit mir aus dem Klassenzimmer gegangen und hat mir die Aufgabenstellungen in Ruhe vorgelesen. Ich hatte Glück mit meinem Umfeld. Aber als pubertierendes Mädchen fragt man sich natürlich trotzdem: Warum kann ich nicht einfach normal sein?

Meine Legasthenie zeigt sich bis heute in alltäglichen Situationen, zum Beispiel beim Arzt. Den Anmeldebogen auszufüllen ist für mich purer Stress. Ich sitze dann Ewigkeiten im Wartezimmer, weil ich auf dem Handy die Schreibweise vieler Wörter nachschlagen muss. Und bete einfach nur, dass dem Praxispersonal nicht auffällt, wie überfordert ich bin. Auch die Kommunikation mit Freundinnen und Freunden bereitet mir oft Kopfzerbrechen. Andere schicken selbstverständlich WhatsApp-Nachrichten hin und her, da kämpfe ich noch mit der Diktierfunktion. Ich muss gefühlt immer drei Schritte mehr gehen als die anderen.

Richtig bewusst wurde mir das wieder im Abi. Das war in der Hochphase der Pandemie. In der mündlichen Mitarbeit war ich immer stark, aber darauf konnte ich nicht mehr setzen: Im Homeschooling haben wir viel mehr Texte bekommen. Für mich ein Horror. Dazu kam, dass die Lehrer viel gestresster und mit der ganzen Situation überfordert waren. Das fing schon bei der Technik an. Einem Lehrer mussten wir ein Mikrofon kaufen, weil er es nicht hinbekommen hat, dass man ihn hört. Ein anderer hat uns ein komplettes Buch eingescannt und als Bilddatei geschickt. Die Sprachsoftware, mit der ich lerne, kann aber nur Textformate verarbeiten. Während Corona habe ich mich oft nicht gesehen gefühlt. Da ist man schnell untergegangen, wenn man anders war.

Trotzdem hatte ich riesiges Glück. Ich konnte mich immer auf meine Familie verlassen und durfte alternative Lernkonzepte kennenlernen. Dass das nicht selbstverständlich ist, merke ich im Austausch mit anderen Legasthenie-Betroffenen. Mobbing und Schulstress sind für viele Alltag. Dabei sind gerade Erfolgserlebnisse wichtig, um sich bei allen Hürden nicht unterkriegen zu lassen.

Mittlerweile organisiere ich Workshops für andere Betroffene und studiere in den Niederlanden Global Sustainability Science, meinen Traumstudiengang. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass wir gesehen und mitgedacht werden – sei es bei Lehrmaterialien, in der Gestaltung öffentlicher Räume oder im gesellschaftlichen Miteinander.

Protokoll: Alina Schneider  
Illustration: Nadine Redlich

# Alter!

Die Zukunft war ein Würfel, silbergrau, kaum höher als ein Schuhkarton. „Ihre Schreibmaschinen können Sie vergessen“, sagte der Haustechniker, als er die Zukunft auf meinem Schreibtisch in der „Stern“-Redaktion abstellte. „Viel Spaß mit dem Kollegen Mac.“

Rund 40 Jahre ist das her. Und der neue Kollege? Entpuppte sich als Wunderwürfel. Übergangslos bescherte er der Redaktion ein friedlicheres Schaffen: kein nerviges Gerassel mehr, wenn wir in die Tasten hackten, kein Fluchen, wenn sich wieder jemand vertippt hatte, kein Gefummel beim Einspannen von Kohle- und Durchschlagpapier. Der neue Kollege diente lautlos, er tilgte Fehlgriffe umgehend und konnte beliebig viele Kopien ausspucken. Kurz: Der Abschied von meiner Olympia-Schreibmaschine fiel leicht.

Trotzdem, ein wenig mulmig war mir schon: Der Computer wurde von Jahr zu Jahr kleiner, dabei auf magische Weise mächtiger und gefräßiger. Mit jeder Version wuchs sein Speicher, er räumte Bibliotheken aus. Mein „Brockhaus“-Lexikon, 24 Bände von A bis Z, ziegelsteindick und teuer wie ein Gebrauchtwagen, fiel Wikipedia zum Opfer. Schweren Herzens verabschiedete ich mich von unzähligen Reiseführern und Atlanten, von aberhundert Schallplatten, die in Streaminganbietern aufgingen – und dann kam das Smartphone, um noch einen draufzusetzen.

Schöne neue Digitalwelt! Heute bin ich 87. Und schaue meiner 65 Jahre jüngeren Enkelin Elisa bewundernd (und ein wenig neidisch) über die Schulter, wenn ihre Daumen über ihr Smartphone tanzen und eine Flut aus Grüßen und Icons, Klatsch und Sprüchen auf ihren Freundeskreis prasselt. Kein Vergleich zu meinem tapsigen Zeigefingersuchsystem.

Die verdammten Passwörter, sein dreiäugiges Smartphone und ChatGPT machen *Erdmann Wingert*, 87, schon mal hilflos. Dass ältere Menschen nicht mit Technik können, ist aber Quatsch



Was täte ich ohne Elisa, wenn sich ein Passwort, das gestern noch galt, mal wieder als unsicher oder gar falsch ausgibt? Wenn ich in der Videokonferenz zu sehen bin oder zu hören – aber eben nicht beides gleichzeitig? Wenn sie einen Text, auf den die Redaktion seit gestern wartet, aus den Tiefen meines Laptops birgt? Es sind diese unergründlichen Vorgänge, die ein Fossil wie mich überfordern.

Ich glaube, da spielt Angst mit. Angst, die einen eh leichter packt, wenn man wie ich auf die neunzig zugeht. Schon die vielen rätselhaften Kürzel auf der Tastatur stellen mich vor Probleme. Was zum Teufel hat „fn“ zu bedeuten? Was „command“? Viel schlimmer noch: was alles passieren kann, wenn ich sie versehentlich mit anderen Befehlen kombiniere. Ruck, zuck ist ein Text entstellt oder ganz gelöscht. Dann schleicht sich wieder das Schwächegefühl ein, weil der alte Kopf all die Möglichkeiten nicht begreifen mag. Und weil um Hilfe bitten nicht leicht ist. Wir Älteren denken leider oft, wir wären die Einzigen, die Probleme mit Technik haben. Dabei ist das Internet doch voller Foren, in denen sich Menschen gegenseitig helfen. Bis sich das unter uns Fossilien herumgesprochen hat, muss die Regierung wohl noch ein paar Digitalpakte verabschieden.

In einer Gesellschaft, die älter wird, ist es doch ein schönes Zeichen, dass

Millionen springen, um uns digital nachzurüsten. Auch wenn es womöglich preiswerter wäre, einfach die Vorzüge der Technik herauszustellen: Gerade für uns Ältere sind die Geräte nicht nur Daddeleien, sondern Instrumente, um an der Gesellschaft teilzuhaben. Wenn Augen und Beine schwächer werden, hilft es, für eine Überweisung nicht mehr den Bus zur Sparkasse nehmen zu müssen. Viele von uns leben allein, spontane Fotos der übers Land verstreuten Kinder, Enkel und Freunde oder ein Videotelefonat jeden zweiten Sonntag lindern die Einsamkeit – vorausgesetzt, man überwindet die eigenen Unsicherheiten und lernt, das Internet zu nutzen.

Ich glaube jedenfalls, dass wir dafür gerüstet sind. Ich komme aus einer Zeit, in der man Uhren jedes Mal vorm Zubettgehen aufziehen musste, in der Ferngespräche das sogenannte „Fräulein vom Amt“ vermittelte. (Und ein Heiden geld kosteten: Für das stundenlange Gespräch, das ich einst von Hamburg aus mit meiner Liebsten in München führte, hätte ich genauso gut die Bahn zu ihr nehmen können.) Ich habe Generationen an Technik kommen sehen – und vor allem wieder gehen.

Wer solche Wandlungen erlebt, gewinnt Gelassenheit. Ich schaue mir vieles an, muss aber nicht mehr überall dabei sein. Zumal wir den jungen Leuten digitale Räume lassen sollten, in denen sie unter sich sind.

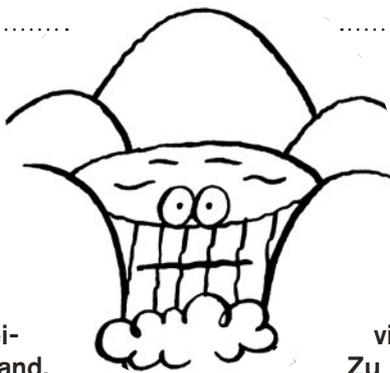
Dafür dürfen meine Enkel gern aushalten, wenn der Opa zur Märchenstunde ansetzt. Zum Beispiel, wie ich mir die Nase am Schaufenster des Radioladens um die Ecke platt gedrückt habe, als dahinter die erste Fernseh-sendung meines Lebens lief. Oder wie ich mir als Zwölfjähriger ein Radio gebastelt habe: ein sogenannter Detektor mit einem 20 Meter langen Draht, den ich zwischen Balkon und Apfelbaum gespannt hatte. Stocherte man mit dem spitzen Drahtende über einen winzigen Kristall, krächzte der „Nordwestdeutsche Rundfunk“ im Kopfhörer.

Auch mein erster Fotoapparat kam aus dieser analogen Steinzeit. Den Film einzufädeln war knifflig, Blende und Belichtungszeit stellte man nach Gefühl und Augenmaß ein, um dann zum Aufwendigsten zu schreiten: den Film in der Dunkelkammer zu entwickeln. Wenn aber aus dem Nichts des Entwicklerbads das Bild eines Menschen oder einer Landschaft geboren wurde, war das wie ein Wunder. Nimmt mir mein dreiäugiges Smartphone diese seligen Momente? Oder beschenkt es mich mit Spontaneität und Perfektion?

Die Antwort kann vielleicht mein Laptop geben. Vor Kurzem hat Enkelin Elisa ChatGPT mit ein paar Daten gefüttert: Sie ließ den Bot einen Liebesbrief an mich schreiben. Es wurde das Porträt des alten weisen Mannes, der ich gern wäre. ➔

## Grenzwertig III: Staudämme in Laos

Der Nam Ou ist nur 450 Kilometer lang, wird aber auf seinem Weg durch das südostasiatische Laos von gleich sieben Dämmen aufgestaut. Sie gewinnen dabei Energie. Es sind bei Weitem nicht die einzigen Staudämme im Land, bis 2030 sollen es 100 sein, mehrere davon auch im größten Fluss des Landes, dem Mekong. Laos will zur „Batterie Südostasiens“ werden und seine relativ schwache Wirtschaft ankurbeln. Naturschützer regt das auf: Die Dämme unterbrechen die Wanderrouen von Tieren, darunter bedrohte Arten, und gefährden Küstenregionen. Weil sich in den



Stauseen des Mekong Sedimente absetzen und nicht den Fluss hinuntergelangen, wird das Mekongdelta destabilisiert. Möglich macht die vielen Dämme der große Nachbar China. Zu dessen geopolitischer Strategie der „Neuen Seidenstraße“ gehört es, andere Länder beim Bau von Bahnstrecken, Autobahnen, Kraftwerken oder Häfen zu unterstützen. Das sichert China Einfluss und führt zu Abhängigkeiten, weil das Geld nur geliehen ist. Und tatsächlich: Gemessen am Bruttoinlandsprodukt ist Laos der größte Schuldner Chinas. Michael Brake

# Form follows fuck you

Fotos: Julius C. Schreiner



Manche lassen sich richtig was einfallen, um Obdachlose, Jugendliche und Arme aus den Innenstädten zu vertreiben

Eine Parkbank kann viel mehr sein als eine Sitzgelegenheit. Für Obdachlose wird sie zum Schlafplatz oder zumindest zum Rückzugsort, der ein wenig Komfort verspricht.

Tatsächlich gibt es Stadtverwaltungen und Architekturbüros, die sich Gedanken machen, wie man solche Stadtmöbel oder ganze Plätze in den Innenstädten so unbequem wie möglich machen kann. Wie man Obdachlose vertreiben kann, manchmal ältere Menschen, Jugendliche oder Einkommensschwache – mit Design.

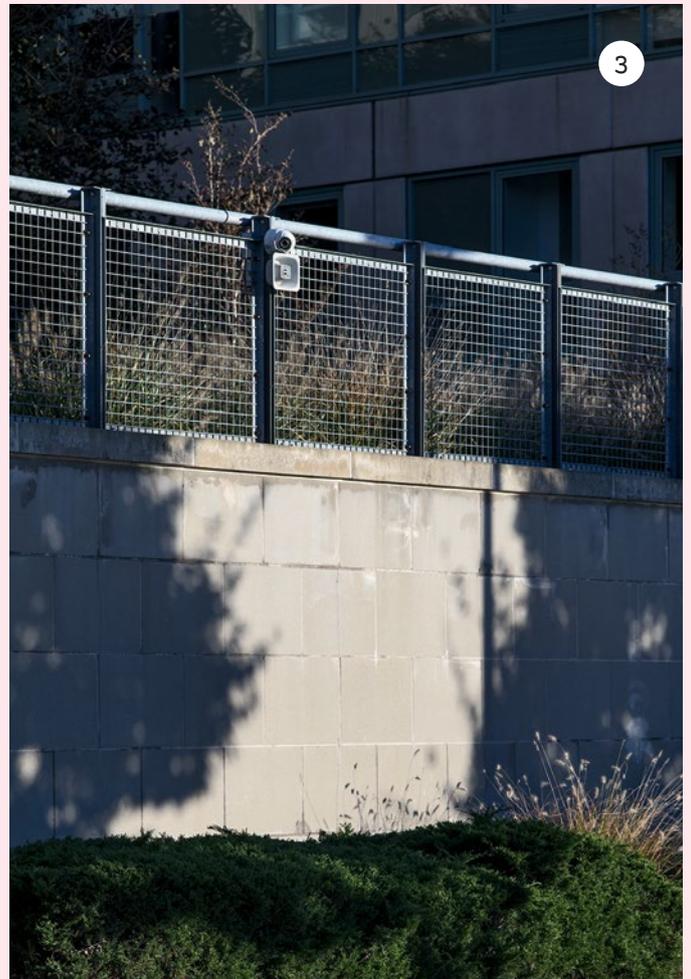
Es gibt einen Fachbegriff dafür: „defensive Architektur“. Manche sprechen auch von „Hostile Design“, also feindlichem Design, was wohl ehrlicher ist. Im Fall der Parkbank sorgen zum Beispiel Armlehnen dafür, dass sich niemand ausstrecken kann. Oder die Bänke sind gleich ganz aus Metall und damit im Winter viel zu kalt, um länger auf ihnen zu verweilen.

Der Fotograf Julius C. Schreiner sammelt solche Designs. Bei ihm sieht man Freiflächen, die mit Gittern oder Dornen zugebaut sind, Steinbeete oder Betonpoller, die verhindern, dass sich Spaziergänger eigene Wege suchen, und Mülleimer, die so konstruiert sind, dass man nicht mehr an die Pfandflaschen rankommt. In manchen Städten gibt es Lautsprecher, aus denen klassische Musik leiert, die auf Dauer nervtötend ist. Defensive Architektur, findet Schreiner, macht Innenstädte für alle weniger einladend.

Aber ist der Versuch, zu lenken, wo und wie sich Menschen in einer Großstadt aufhalten, nicht berechtigt? Sind öffentliche Plätze der richtige Schlafplatz für Obdachlose oder wünschenswerte Orte für Drogenkonsum? Ist es nicht nachvollziehbar, wenn Verkehrsbetriebe ihre Haltestellen für Fahrgäste frei halten wollen?

Schreiner sieht das nicht so. „Der öffentliche Raum gehört allen.“ Eine Stadtverwaltung, die das ernst nimmt, muss dafür sorgen, dass verhandelt wird, wer den öffentlichen Raum wie nutzen darf – und dass jeder irgendwo seine Interessen wahrnehmen kann. Defensive Architektur tut genau das Gegenteil. Weil sie die Konflikte einer Stadt – ob Armut, Einsamkeit oder Wohnungslosigkeit – nicht löst, sondern still und heimlich verdrängt. Schreiner nennt die (Um-)Bauten deshalb „Silent Agents“. Was man mit „stille Polizisten“ übersetzen kann: Hier übernimmt Architektur Aufgaben, die einmal Polizei und Ordnungsamt zukamen: Personen vertreiben, die andere vom Arbeiten, Einkaufen oder Sightseeing abhalten könnten und die Quadratmeterpreise im Viertel drücken. ➔

*Paul Hofmann*



- 1 Soziale Kälte: Dieser Lüftungsschacht in London wurde vergittert, damit Obdachlose sich nicht an der Abluft wärmen.
- 2 Markierungen wie hier auf dem Überplatz in Berlin können POPS anzeigen: „Privately Owned Public Spaces“. Das sind vermeintlich öffentliche Plätze, aber in Privatbesitz. Damit gilt dort Hausrecht: Auf manchen POPS ist es etwa untersagt, sich „ohne Konsumabsicht“ aufzuhalten.
- 3 Kamera und Lautsprecher einer Gated Community in New York. Einige Städte (auch deutsche) testen bereits „Mosquitos“: einen hochfrequenten Ton, den angeblich nur unter 25-Jährige hören – und so unangenehm finden, dass sie nicht lange bleiben wollen.

Etwa 14 Millionen Menschen in Deutschland brauchen Leichte Sprache.

Leichte Sprache ist eine vereinfachte Form des Deutschen.

Es gibt feste Regeln für Leichte Sprache:

Die Sätze sind kurz.

In jedem Satz steht nur eine Information.

Es gibt fast keine Neben-sätze.

Fremd-wörter und Fach-begriffe werden erklärt.

Oder sie werden durch leichtere Wörter ausgetauscht.

# Deutsch light

Man benutzt lieber kurze Wörter als lange Wörter.

Und lange Wörter trennt man mit dem Medio-punkt.

Zum Beispiel so: barriere-frei.

So kann man sie leichter lesen.

Außerdem gibt es in der Leichten Sprache fast keine Abkürzungen.

Die Idee zu Leichter Sprache hatten zuerst Menschen mit Lern-schwierigkeiten.

Sie gehörten zum Verein „People First“.

„People First“ ist Englisch.

So spricht man es aus: piepl först.

Auf Deutsch heißt das: Mensch zuerst.

Wer braucht Leichte Sprache?

- Menschen mit Lern-schwierigkeiten
- Menschen, die Deutsch lernen
- Menschen mit Schwierigkeiten beim Lesen
- Menschen mit der Krankheit Demenz.

Nachrichten, Mietverträge oder Parteiprogramme sind zu wichtig, um sie nicht zu verstehen. Deshalb brauchen sie Millionen Menschen in „Leichter Sprache“. Die liest sich so:

[Menschen mit dieser Krankheit vergessen viele Dinge.]

Leichte Sprache entsteht in Teams.

Eine Person übersetzt Texte.

Und mindestens 2 Personen prüfen die Texte dann.

Sie probieren aus:

Kann ich alles in dem Text gut verstehen?

Sind noch schwierige Wörter im Text?

Oder: Sind die Sätze kurz genug?

Meistens arbeiten die Prüfer und Prüferinnen in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung.

Dann bekommen sie nur sehr wenig Geld für ihre Arbeit.

Obwohl diese Arbeit sehr wichtig ist.

Und obwohl Menschen mit Lern-schwierigkeiten gut in dieser Arbeit sind.

In Deutschland gibt es verschiedene Gesetze und Regeln.

Zum Beispiel das Grund-gesetz.

Darin steht:

Alle Menschen haben die gleichen Rechte und Chancen.

Niemand soll aus-geschlossen werden.

Das bedeutet auch:

Alle Menschen müssen wichtige Informationen bekommen.

Und sie müssen sie auch verstehen können.

Nur dann wissen sie:

Was passiert gerade in Deutschland?

Und sie können entscheiden: Wie denke ich darüber?

Ohne Informationen kann man nicht mit-reden und mit-bestimmen.

Manchmal gibt es auch Bücher in Leichter Sprache. Oder Wand-texte in Ausstellungen.

Man kann in Leichter Sprache lesen:

Welcher Handy-vertrag ist der richtige für mich?

Oder:  
Was steht in einem Miet-vertrag?

Viele Parteien übersetzen ihre Wahl-programme in Leichte Sprache.

Und seit 2014 müssen Bundes-behörden auf ihren Internet-seiten Informationen in Leichter Sprache haben.

[Bundes-behörden sind zum Beispiel das Bundes-kanzler-amt oder das Arbeits-amt.]

Aber: Klare Regeln zum Thema Leichte Sprache gibt es noch nicht.

Wer muss was in Leichte Sprache übersetzen?

Das wird meistens ohne die Menschen entschieden, die Leichte Sprache brauchen.

Und: Es gibt gute und schlechte Texte in Leichter Sprache.

Viele Menschen hoffen:

Vielleicht kann künstliche Intelligenz bald in Leichte Sprache übersetzen.

Dann wird die Übersetzung von einem Computer gemacht.

Aber bis jetzt geht das noch nicht.

Computer können noch nicht erkennen:

Warum versteht man einen Text in schwerer Sprache oft nicht?

Das bedeutet:

Leichte Sprache geht nur zusammen mit Prüfern und Prüferinnen.



Text: Anne Leichtfuß und Mareice Kaiser  
Textprüfung: Natalie Dedreux und Paul Spitzeck

# Grenzerfahrungen

## Teil 3

### Jay (29) ist DJ und Sozialpädagoge – wenn sein Körper nicht in den Shutdown geht

Das Leben, das ich kannte, war von einem Tag auf den nächsten vorbei. Seit acht Jahren lebe ich in einem Körper, der aussieht wie meiner, aber nicht mehr funktioniert.

Mein Chronisches Fatigue-Syndrom (ME/CFS) könnt ihr euch vorstellen wie eine unaufhörliche drückende Grippe. Die befällt das ganze System: Stoffwechsel, Immunsystem, Nervensystem. Mein Körper ist dauerhaft erschöpft. Ausgelöst hat meine Erkrankung ein schwerer Infekt. Ich hatte Stress auf der Arbeit und habe mich nicht genug geschont. Damals wusste ich nichts von chronischer Fatigue, trotzdem war mir klar, dass ich etwas Schwerwiegendes habe.

Lasse ich mich in guten Phasen auf einen Abend mit Freunden ein oder gehe in die Boulderhalle, zahle ich danach die Rechnung. Dann fühle ich mich tagelang wie verkatert, ohne einen Tropfen Alkohol getrunken zu haben. Um die Symptome zu mildern, meditiere ich und gehe so früh schlafen wie ein Kleinkind. Es fühlt sich an, als hätte man mich in einen Kokon gezwängt: Ich sehe, was das Leben bereithält, lebe aber selbst in einem viel zu engen Korsett aus Vorsicht und Verzicht.

Nicht nur die unmittelbaren Symptome schränken mich ein. Nichtbetroffene nehmen meine Erkrankung oft nicht ernst, sogar manche Mediziner. Nach dem ersten Jahr mit starken Beschwerden meinte ein Arzt zu mir, ich solle mich einfach zwei Wochen vegan ernähren und mir eine Freundin suchen, dann ginge es bestimmt ratzfatz besser. Wegen solcher Vorurteile möchte ich hier nicht meinen echten Namen lesen. Ich will nicht der chronisch Kranke sein, wenn mich jemand googelt.

Das hätte auch Nachteile bei der Jobsuche – mit Fatigue eine harte Angelegenheit. Nach anderthalb Jahren wollte ich wieder vorsichtig anfangen zu arbeiten. Ich bewarb mich für einen Minijob: Meine Aufgabe wäre nichts weiter gewesen, als eine Handvoll Mitarbeitende morgens mit dem Van zur Arbeit zu fahren und am Nachmittag wieder abzuholen. Zwei kurze Fahrten in einer Kleinstadt. Dazwischen Pause.

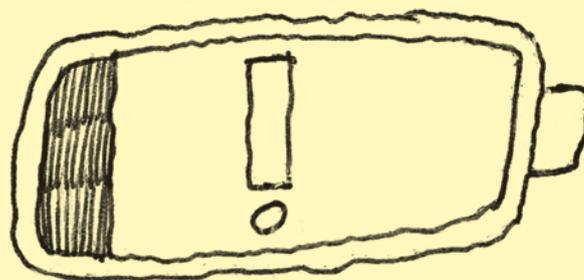
Im Bewerbungsgespräch erwähnte ich, dass ich eine gesundheitlich herausfordernde Zeit hinter mir hatte. Fast schockiert fragte der Personaler: „Wollen Sie damit sagen, dass Sie nicht belastbar sind?“ Alles in mir wollte antworten: „Genau das will ich sagen. Ich bin nicht stark belastbar. Warum sollte ich mich mit einem abgeschlossenen Studium sonst auf einen Minijob wie diesen bewerben?“ Ich beließ es bei einem „Vermutlich bin ich im Moment nicht so belastbar, wie ich es mal war“. Von der Firma habe ich nie wieder gehört.

Was für viele schwer vorstellbar ist: Es gibt kaum Momente, die losgelöst sind von meinem erschöpften Körper. Neulich war ich in einem Museum in Wien. Und hätte nichts lieber getan, als mir die Ausstellung anzuschauen. Obwohl es gesundheitlich einer der besseren Tage war, schossen ständig Erschöpfungssymptome zwischen die Kunst und mich. Es ging einfach nicht.

Seitdem habe ich diesen bescheidenen Wunsch: einen Kurzurlaub von meiner Erkrankung. Zwei Tage mit dem Körpergefühl von früher. An einem besonders schlimmen Tag habe ich zu einem guten Freund gesagt, was ich schon seit einer Weile dachte: „Ich möchte so nicht weiterleben.“

Ausgesprochen klang es erschreckend, wir haben beide geweint, und das hat gutgetan. Darum möchte ich darüber sprechen. Allein ein Grundwissen zu chronischer Fatigue macht es Betroffenen leichter. Zynisch, aber die Pandemie hat geholfen: Viele leiden unter Long Covid. Die Leute sprechen über Fatigue, das Verständnis wächst, dass ein Erschöpfungssyndrom nicht verschwindet, indem man an die frische Luft geht und „sich zusammenreißt“. Ich hoffe, dass weiter Geld in die Forschung fließt und Therapien entwickelt werden. Allein in Deutschland haben eine Viertelmillion Menschen ME/CFS. Für uns muss doch mehr zu machen sein?

Auch andere gesellschaftliche Vorstellungen erschweren chronisch Erschöpften das Leben, zum Beispiel klassische Rollenbilder. Ich stinke in vielem ab, was vermeintlich „echte“ Männer ausmacht. Wenn etwas Schweres getragen werden muss, ruft es wie ein Naturgesetz von irgendwoher: „Ah, starker Mann, pack mal mit an!“ Leuten, die ich nicht gut kenne, sagen zu müssen, dass ich das leider nicht kann, fällt mir irre schwer. Das bremst mich auch beim Dating, eigentlich suche ich gar nicht erst nach einer Partnerin. Selbst wenn ich mal einen guten Tag habe, also die Kraft, eine Frau kennenzulernen, kickt sofort die Sorge, dass sie mich eh nie als Partner wollen könnte, wüsste sie um meine Fatigue.



Protokoll: Selmar Schüle  
Illustration: Nadine Redlich

# Abgefahren

Stau auf der A 40. Wie so oft auf dieser Autobahn, die Ruhrschnellweg heißt, obwohl sie weder ein Weg ist noch schnell. Einwohner und sich Stauende nennen sie nur „Ruhrschleichweg“.

Hier am Essener Wasserturm schleichen sie vierspurig mitten durch die Stadt. Große graue Wände sollen die Menschen schützen, die mit Blick auf die Autokolonnen leben. Und sich über gelegentliche Vollsperrungen freuen, weil dann mal Ruhe ist.

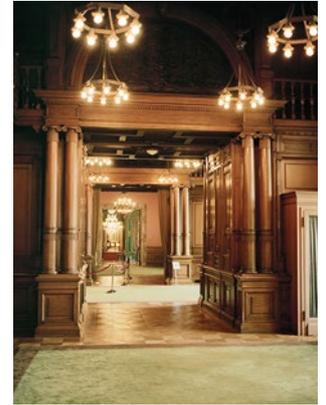
Die A 40 teilt das Ruhrgebiet, teilt Essen, teilt vor allem aber die Menschen, die hier leben, sagt der Soziologe Volker Kersting. In arm und reich, in gebildet und ungebildet, in erwerbstätig und prekär beschäftigt oder Arbeit suchend, in Menschen mit Zuwanderungsgeschichte und Menschen ohne. Für Kersting ist die A 40 mehr als eine Autobahn: Sie ist ein Sozialäquator.

Diese Teilung macht Kersting vor allem an vier Faktoren fest: Armut, Mobilität, Bildung und Wahlbeteiligung. In jedem Bereich beobachtet er einen Bruch zwischen Norden und Süden, der sich in den vergangenen Jahren noch verstärkt hat. Das Phänomen, das die Stadt Essen auseinanderdriften lässt, nennen Forschende „sozialräumliche Segregation“. Die ist in vielen deutschen Städten ein Problem, in Essen wird sie nur besonders sichtbar.

Als 1955 der erste Abschnitt der Autobahn eröffnet wurde, konnte man im Bergbau gut verdienen. Viele zogen in den Norden. Die A 40 sei erst später zu der sozialen Grenze geworden, die sie heute ist, sagt Kersting. Heute lasse die Betonwüste den angrenzenden Stadtvierteln aber keinen Raum für Handel, Kultur oder Austausch. „Beiderseits der A 40 bilden sich eigenständige Milieus, die sich kaum mehr berühren.“

Besonders betroffen von der Segregation sind Kinder und Jugendliche. In Essen lebte 2022 mehr als die Hälfte der jungen Menschen in den armutsbetroffenen Quartieren nördlich der A 40. Einige Hundert von ihnen gehen zur Hüttmannschule in Altdorf. Früher dominierte der Bergbau den Bezirk, Thyssenkrupp hat bis heute eine eigene Haltestelle.

Christian Kowalski ist schon da. „Willkommen in einem Haus, das es eigentlich nicht mehr geben sollte“, grüßt der Sozialarbeiter um



Spirit of Essen: hier der grüne Süden mit dem Baldeneysee, der Villa Hügel und den vielen Millionären, dort der bis heute durch den Bergbau geprägte Norden

# Die A40 trennt Essen in arm und reich



Fluter Nr. 90, Thema: Barrieren

Viertel vor acht. Er zeigt auf den Containerbau mit Flachdach. „Asbest“, sagt Kowalski. Aber weil es zu viele Schülerinnen und Schüler gibt, kann die Schule nicht auf das Gebäude verzichten. Umbauen oder in die Wände bohren dürfen sie nicht. Die Tafel im Klassenzimmer hat Kowalski kurzerhand mit Montagekleber befestigt.

Eine Grundschulklasse wartet auf ihn. Wenn alles glattläuft, gehen die Kinder ab Sommer auf eine weiterführende Schule. Jetzt sollen sie erst mal Spielkarten vom Boden nehmen, die zu ihrer Stimmung passen. Aarau ist müde, Massin hat Angst vor einem Test, Damian ist traurig, dass er hier ist und nicht am Smartphone.

Insgesamt besuchen die Hüttmannschule mehr als 400 Kinder mit 40 Nationalitäten. Für 90 Prozent gehe es danach an der Gesamtschule weiter, sagt Kowalski. Forschende sagen, hier sei an der Postleitzahl eines Erstklässlers fast sicher abzulesen, ob er später aufs Gymnasium geht.

Gleich wird deutlich: Die Verständigung ist ein Problem. In den Klassen seien etwa zwei von 30 Kindern mit Deutsch

als Muttersprache aufgewachsen, sagt Kowalski. Durch YouTube und TikTok sprechen die meisten besser Englisch als Deutsch. Um 8.45 Uhr klingelt es zur Pause. Ein Teil der Klasse geht auf den Schulhof. Weil es so viele Schülerinnen und Schüler gibt, gehen sie in zwei Durchgängen.

Die Klassengröße ist eines der wenigen Probleme, für das Kowalski keine Lösung zu kennen scheint. Der aktuelle Jahrgang Erstklässler war der erste mit fünf Klassen: 1a bis 1e. Zur Einschulung hatten trotzdem 30 Kinder aus dem Einzugsgebiet keinen Schulplatz, erzählt Kowalski. In Altendorf sind die Mieten überwiegend niedrig. Vielen ärmeren Familien bleibt kaum eine andere Wahl, als ebenfalls in den dicht besiedelten Stadtteil zu ziehen.



Volker Kersting sieht in der Segregation eine Folge des Strukturwandels, der vom Staat nicht genügend aufgefangen und begleitet wurde. In den frühen Nullerjahren wurden im Ruhrgebiet die letzten Zechen stillgelegt. Eine Kränkung für Generationen, die vom Bergbau gut leben konnten und sich mit ihm identifizierten. Und ein Armutsrisiko für die Nachkommen vieler Bergarbeiterfamilien: Ohne Bergbau und Schwerindustrie waren plötzlich kaum noch Arbeitsplätze da. Gleichzeitig seien die Sanktionen für Arbeitslose im Zuge der sogenannten Hartz-Reformen verschärft worden, sagt Kersting. Tausende fielen ins „Bergfreie“, wie man hier sagt. Und hängen vielfach bis heute in der Schwebelage zwischen Arbeitslosigkeit und Niedriglohnjobs.

„Die soziale Benachteiligung wird von den Menschen durchaus wahrgenommen“, sagt Kersting. Der Unmut zeige sich unter anderem im Wahlverhalten. Die ärmeren Viertel im Norden haben die höchsten Anteile an Nicht- und AfD-Wählern in Essen. Kersting versteht das als Protestwahl.

Wenn er sich etwas wünschen könnte, wäre es finanzielle Unterstützung und frühe Sprachförderung. Kersting erzählt von Sportgutscheinen für Kinder aus armen Familien: Die Forschung habe ergeben, dass das Sprach- und Sozialverhalten bei der Einschulung deutlich ausgeprägter ist, wenn die Kinder früh in Sportvereinen aktiv sind. „Und die Kinder aus den Vierteln nördlich und südlich der A 40 brauchen Orte, an denen sie zusammenkommen können.“

Sozialarbeiter Kowalski wünscht sich halb so große Klassen und doppelt so viel Personal. Weil Kowalski weiß, dass das Wünsche bleiben werden, ist weiter sein Pragmatismus gefragt. Die Vergleiche zwischen Nord und Süd bringen ihm im Schulalltag nichts: „Ich schaue, was ich hier machen kann.“

Im Klassenraum wird es laut: Fabienne Cinzano kann ihrer Klasse eine deutliche Ansage machen, ohne unfreundlich zu wirken. Cinzano, 38, ist die Klassenlehrerin und heißt eigentlich anders. Als sie vor zwölf Jahren nach Essen zog, habe man ihr geraten, nur unterhalb der A 40 nach einer Wohnung zu suchen. Cinzano liebt ihren Beruf. Aber ihren Sohn würde sie hier nicht zur Schule schicken.

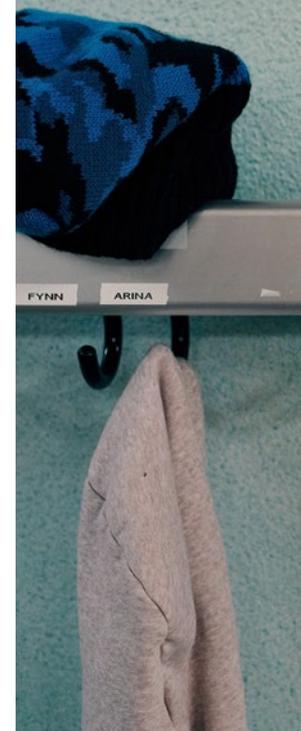
„Überall gibt es Defizite, weil viele Kinder keinen Kindergarten besucht haben“, sagt Cinzano. Ihnen fehle oft Impulskontrolle, sie können sich kaum konzentrieren, einige halten in der Schule zum ersten Mal einen Stift oder eine Schere in der Hand. Cinzanos Erfahrung nach können im Schnitt etwa vier Kinder pro Klasse schwimmen. „Das ist politisches Versagen über Jahrzehnte.“ Die Eltern ihrer Grundschul Kinder seien die, die finanzielle Unterstützung und Beratung bräuchten, aber nicht bekommen. Im Süden wiederum hätten viele Eltern die Zeit und das Geld, sich um Nachhilfe-

unterricht zu kümmern oder einen Platz im Schwimmkurs zu zahlen. An der Hüttmannschule kauft Cinzano die Unterrichtsmaterialien gelegentlich selbst.

Ein paar Hundert Meter weiter bauen Laura Schöler und ihre Kollegin Tische und Bänke vor einem Wohnhaus auf. Auf der Ladefläche ihres Lieferwagens ist eine kleine Küche montiert, in der sie jetzt Wasser kochen. Als erster Gast macht es sich eine ältere Frau mit Früchtetee und Zigarette auf der Bank gemütlich, während ihr Enkel mit dem Nachbarkind spielt.

Schöler und ihr Team von Mobilitea kommen seit zwei Jahren her, immer mittwochs gibt es kostenlosen Tee. „Altendorf ist ein kinderreicher Bezirk“, sagt Schöler, „hat aber den schlechtesten Ruf in ganz Essen.“ Ihr Ziel sei, dass Bewohnerinnen und Bewohner ins Gespräch kommen und sich bei Problemen helfen können.

So wie Emine. Sie ist 2009 nach Altendorf gezogen. Ursprünglich kommt sie aus der Türkei, aus der Hafenstadt Zonguldak, und hat vier Kinder. Ihr jüngster Sohn rennt um den Klapptisch und klaut seiner Mutter das Smartphone, um bei seinen Brüdern einen Döner in Auftrag zu geben. Sie komme gerne zu diesem Treff, sagt Emine, um mit den Nachbarinnen zu quatschen. Gerade lässt sie sich von





North Faces: Klassenlehrerin Fabienne Cinzano und Sozialarbeiter Christian Kowalski



ihrem Mann scheiden. Manchmal zeigt sie Laura Schöler die Briefe vom Anwalt, weil sie die Hilfe einer Deutsch-Muttersprachlerin braucht.

Die Leier vom Sozialäquator mag Schöler nicht. Wenn man den Leuten hier den miesen Ruf ihres Viertels ständig vorhalte, verstärkte man die Unterschiede nur. „Altendorf ist ja keine No-go-Area.“

Obwohl sie solche Zuschreibungen für Quatsch hält, kommt Schöler selbst darauf zurück. Sie kommt aus dem Süden Essens. „Wenn dort eine Flüchtlingsunterkunft geplant wird, fragen die zuerst, wie hoch der Zaun sein wird.“ Die Leute dort gehen ihr gelegentlich auf die Nerven, sagt Schöler. Sie hat studiert, das mobile Begegnungscafé Mobilitea war ihr Abschlussprojekt.

Volker Kersting kennt die Kritik am Sozialäquator A 40. Ihm wird häufig vorgeworfen, er wolle nur das Ruhrgebiet, den Strukturwandel und die SPD schlechtreden, die das Land jahrzehntelang regiert hat. Universitäten, Radwege, Stammtische für

Bürgerinnen und Bürger, Kulturprojekte: „Hier wurde viel erreicht“, sagt Kersting, „und wenig gewonnen.“ Die Benachteiligung und Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsteile sei so akut wie vor 30 Jahren. Die vollgestopfte Stadtautobahn biete sich nun mal als Bild an, um diese Probleme greifbar zu machen. Menschen, die nicht von hier kommen, fahren über die A 40 und sind weg. Menschen, die von hier kommen, fahren bis zur A 40 und nicht weiter. ➔

## Grenzwertig IV: ..... Great Green Wall im Sahel



15 Kilometer breit und fast 8.000 Kilometer lang soll sie werden: Afrikas „Great Green Wall“ aus Abermillionen Bäumen, die am südlichen Rand der Sahara einmal quer durch die Sahelzone verläuft. Durch Abholzung, intensive Landwirtschaft und Dürren ging hier in den vergangenen Jahrzehnten jede Menge fruchtbarer Boden verloren. Die Wüste breitet sich aus („Desertifikation“ nennen das Ökologen). Gestartet wurde das Megaprojekt 2007 von der Afrikanischen Union. Die „grüne Mauer“ soll länderübergreifend die Wirtschaft stärken, die Lebensmittelversorgung für mehr als 100 Millionen Menschen verbessern und so auch Ursachen für

Migration bekämpfen. Bei der Umsetzung gab es aber Rückschläge: Durch Finanzierungslücken und militärische Konflikte, etwa in Burkina Faso und Niger, stockte die Bepflanzung in manchen Ländern. Und viele Bäume überlebten nicht lange, unter anderem, weil die lokale Bevölkerung nicht in das Projekt eingebunden wurde. Punktuell gedeiht der Baumwall aber. Im Senegal sind schon zwölf Millionen dürreresistente Bäume gepflanzt, in Äthiopien wurden 15 Millionen Hektar ausgelaugte Böden wieder fruchtbar gemacht. *Michael Brake*

# Kann man schaffen

*fluter: Herr Hein, was halten Sie vom Sprichwort „Was dich nicht umbringt, macht dich stärker“?*

Jakob Hein: Da kriege ich, um es mal fachärztlich zu sagen, das Kotzen. Nach dem Motto kann man bestimmt leben. Aber da schwingt ein „Das hat uns auch nicht geschadet“ mit, das arrogant ist und meist auch einfach falsch.

*Ein bisschen Gegenwind ist aber schon auch sinnvoll, oder?*

Das Leben besteht schon aus einer Kette an Herausforderungen. Es ist wichtig, dass wir früh lernen, die gelassen anzunehmen. Und weiterzumachen, wenn wir mal etwas nicht schaffen. Wenn jemand nach dem Schulabschluss weiß, wie er Herausforderungen angeht, ist es fast egal, worin die im Leben bestehen. Leider kommen viele aus der Schule, haben zwölf Jahre lang auswendig gelernt und wissen: Ich bin gut in Mathe und Musik. Zeig mir die Stellenanzeige, in der steht: Wir suchen Sie, wenn Sie gut in Musik sind. Wir suchen doch Kompetenzen, Flexibilität, die Lust, sich auf neue Dinge einzulassen.

*Seit der Antike wird behauptet, dass die Jungen weniger fähig und willens seien. Können junge Menschen heute weniger gut mit Herausforderungen umgehen?*

Das ist ein solcher Blödsinn. Als ich 1998 in die Medizin bin, hieß es: unendlich Überstunden machen und sich dafür noch schlecht behandeln lassen. Meine Generation konnte durch Fleiß und Anstrengung ökonomisch aufsteigen. Das war eine gute Erfahrung für mich. Man muss aber ehrlich sagen, dass dieser Aufstieg jungen Menschen heute nur in bescheidenerem Maße möglich ist. Oder gar nicht mehr.

*Laut Studien glaubt ein Großteil der Jungen, dass es ihnen in Zukunft schlechter gehen wird als ihren Eltern.*

In der westlichen Welt erreichst du Wohlstand nicht mehr über den Job, sondern über ein Erbe. Und in



## Schon auch gut, wenn das Leben nicht nur glattgeht, oder? Fragen an einen Jugendpsychiater

einer Welt der Klimakatastrophe leben wir vermutlich eh von Einschlag zu Einschlag, von Überschwemmung zu Dürre. Warum soll ich mich für eine solche Zukunft in einem wenig aussichtsreichen Job abrackern, wenn ich das Leben genießen kann?

*Verzweifeln Ihre Patientinnen und Patienten eher an strukturellen Herausforderungen wie der Klimakrise und Kriegen oder an individuellen Problemen?*

Viele kommen mit Angsterkrankungen, die durch die Krisen draußen verstärkt werden. Ihr Umfeld kann das kaum mehr auffangen: Man kann Jugendlichen ja nicht ausreden, dass sie Schiss vor der Klimakrise haben oder keine Lust, sich für wenig Aussichten im Job aufzureiben. Das Angstlevel ist hoch unter den jungen Menschen, die ich hier kennenlerne.



Jakob Hein, geboren 1971, war Oberarzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Charité. Seit 2011 führt er eine eigene Praxis.

*Wird bei denen die Angst selbst zum Hindernis?*

Zum größten Hindernis. Angst ist erst mal eine natürliche Reaktion auf Ungewohntes. Aber wenn man den Ängsten nachgibt, wachsen sie. Bis man sich gar nichts mehr traut.

*Wovon hängt denn ab, ob jemand das Gefühl hat, einer Herausforderung gewachsen zu sein?*

Es gibt genetische Voraussetzungen, ist aber vor allem davon abhängig, wie jemand aufwächst. Bekomme ich vorgelebt, dass Herausforderungen positive Lernerfahrungen sein können, dass sie in der Regel zum Erfolg führen? Diesen Erfahrungsraum müsste Schule schaffen, Therapie kann helfen, meist entscheidet aber das Elternhaus. Und damit die Verhältnisse, aus denen man kommt.

*Mit Geld sind die Hürden flacher?*

Ja. Eine Schule mit kleinen Klassen, das Auslandsjahr, die Mitgliedschaft im Sportverein: alles Erfahrungen, die Biografien nachweislich positiv beeinflussen.

*Unterscheiden sich Frauen im Umgang mit Herausforderungen von Männern?*

Schon. Meine trans Patientinnen nehmen diese Geschlechterrollen zum Beispiel sehr stark wahr, weil sie oft noch ihren Platz suchen. Vielen Jungs geht es nach wie vor darum, sich selbst zu schaden: ganz viel trinken, zu schnell fahren, den Kopf doll irgendwo dranhauen.

*Und Frauen?*

Da geht es oft ums Sein, nicht ums Werden: schön sein, für andere da sein, weniger Risiko eingehen. Ist alles sozialer Quatsch. Aber hartnäckiger Quatsch.

*Kann man die Psyche über kleine Herausforderungen bewusst trainieren, um resilienter zu werden?*

Absolut. Der Vater einer Kollegin hat ihr immer fünf Mark geschenkt, wenn sie etwas zum ersten Mal gemacht hat. Über den Antrieb Geld müsste man reden. Aber die Haltung bleibt: Toll, dass du dich an Neues wagst. Das fordert auch Eltern heraus: auszuhalten, dass ihr Kind es anders macht als sie. Ohne zu bewerten. Und offen dafür zu sein, dass sie dabei auch dazulernen können. ➔

*Interview: Paul Hofmann*

# Grenzerfahrungen

## Teil 4

### Lena (23) weiß immer, was sie sagen will. Nur die Buchstaben klemmen manchmal

Mit meinem Namen geht es schon mal los. Das L von Lena, da komme ich manchmal nicht ins Wort hinein. L-L-L-L-L-Lena, so klingt das dann.

Die Leute irritiert das. Auf sie muss es wirken, als wüsste ich meinen eigenen Namen nicht. Das deprimiert mich, ich will mich flüssig vorstellen, weil doch der erste Eindruck zählt. Mit der L-L-L-L-L-Lena kommt es dann oft gar nicht mehr zu einem Gespräch. Beim Feiern habe ich deshalb schon mal einen anderen Namen gesagt.

Das Ding ist: Ich weiß immer, was ich sagen möchte. Es stört mich, dass ich es oft nicht sagen kann, wie ich möchte.

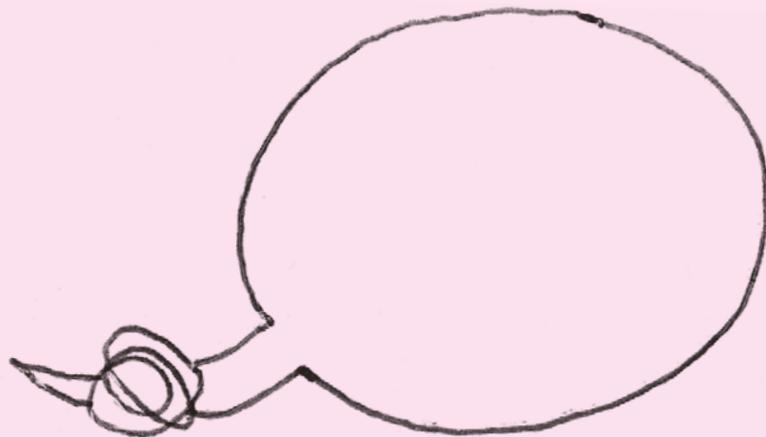
Wann und bei welchen Lauten ich stottere, hat sich über die Jahre verändert. Grundsätzlich sind es öfter Konsonanten als Vokale, manchmal blockiere ich ganz und komme gar nicht in den Satz hinein. Dann traue ich mich kaum in Bars oder auf den Markt, wo ich angesprochen werden könnte. Und dann gibt es wieder Wochen, da macht Sprechen richtig Spaß.

Ein Prozent der Menschen in Deutschland soll stottern. Ich bin in einem Dorf in Oberbayern aufgewachsen, da gab es niemanden wie mich. Vielleicht habe ich deshalb als Kind kaum gesprochen.

Richtig zum Problem wurde mein Stottern erst als Jugendliche, so mit 13. Wenn ich mich wohlfühle, spreche ich flüssiger. Deshalb haben meine Eltern und Freunde das nie so mitbekommen. Dann kam eine neue Schule und mit ihr die Referate. Wenn ich Stottergefühle hatte, so eine Art Vorahnung, dass es gleich wieder l-l-l-l-losgeht, habe ich mich nicht gemeldet. Damals bin ich das erste Mal zur Stottertherapie. Die hat nichts gebracht: Ich wollte meinen Sprachfehler verdrängen. Ich war noch nicht so weit.

Ich habe versucht, das Stottern zu umgehen, Telefonate vermieden, Füllwörter verwendet, drum herumgeredet, bis ich das Gefühl hatte, ich kann das Wort oder den Buchstaben endlich rauspressen. Oft bin ich durch die Sätze gerast, um schnell fertig zu werden. Viele Stotternde machen es ähnlich. Andere merken das oft gar nicht. Gespräche mit mehreren sind trotzdem schwierig für mich. Wenn man in einer Runde zusammensitzt, jeder redet, und dann kommt einer dieser lustigen Einwüfe. Diese Spontaneität habe ich nicht. Und dann ist da dieser Augenblick, in dem jemand realisiert, dass ich stottere. Man sieht in den Augen, wie überrascht die Leute sind. Die meinen es nicht böse, man sieht's mir ja nicht an. Aber das ist wie ein Stich.

Lange hat mich das psychisch fertiggemacht. Da war die Angst vor dem Scheitern. Die Angst, anderen die Zeit zu stehlen. Und Stottern ist körperlich schnell anstrengend.



Nach der Schule habe ich eine Ausbildung zur Krankenpflegerin gemacht. Damals bin ich über jedes zweite Wort gestolpert. Der ganze Körper spannt sich dann an, in dieser Phase habe ich drei Kilo abgenommen.

Am meisten stört mich die Unterstellung, dass stotternde Menschen weniger intelligent sind. Das ist Blödsinn. Die Klinik, in der ich arbeite, ist sehr hellhörig. Einmal hatte ich gerade einer Dame den Verband gewechselt, da habe ich sie durch die Tür sagen hören, dass ich das doch ganz gut gemacht hätte, obwohl ich stottere.

Als ich zum Berufseinstieg so stark gestottert habe, bin ich in die zweite Therapie. Die hat geholfen, weil ich es diesmal von mir aus gemacht habe. Dort hat mir jemand von einer Selbsthilfegruppe erzählt. Ich bin hin und hab mich zum ersten Mal richtig mit anderen Stotternden ausgetauscht. Wir sitzen da nicht nur im Stuhlkreis, wir unternehmen viel zusammen, ich fühle mich verstanden. Über die Jahre hat mir die Gruppe viel Selbstvertrauen gegeben, die ist ein richtiger Safe Space geworden.

Ich gehe heute offener mit meinem Stottern um. Das gehört halt zu mir. Beim ersten Date mit meinem Freund – wir haben uns auf Tinder gematcht, da schreibt man ja erst mal nur – habe ich sofort gesagt, dass ich stottere. Er hat nicht groß nachgefragt. Wenn ich zu Patienten ins Zimmer gehe und ein Stottergefühl kriege, informiere ich sie darüber. Und seit ein paar Monaten mache ich wieder eine Stottertherapie. In der lernen wir, wie wir die „Unflüssigkeiten“ reduzieren. Wir sprechen fremde Leute an oder stottern absichtlich am Telefon, stellen uns also unseren Ängsten.

Heute weiß ich: Viele dieser Ängste sind unbegründet – mich stört mein Stottern meist mehr als andere. Damit geht es mir gerade sehr gut.

Protokoll: Martin Hogger  
Illustration: Nadine Redlich

# Ich rolle mit meiner Besten



# In den Tiefen Niedersachsens sind viele vom Auto abhängig. *Lya, Klara und Maxime* bewegt was anderes

Text: Ann-Kristin Schöne

Fotos: Jule Wild



Maxime und Klara wollen los, nach Hause. Heute Abend haben sie sich bei Lya getroffen. Aber während sie draußen auf dem Hof rumstehen, fällt Klara auf, dass sie noch nie mit der 125er von Maxime gefahren ist. Sie steigt auf das giftgrüne Motorrad. „Maul dich nicht.“ Maxime grinst und reicht Klara ihren Helm. Vorsichtig rollt Klara um die Kurve und ist schon bald im Dunkel der umliegenden Felder verschwunden.

In der Stadt nehmen andere in ihrem Alter den Bus oder die U-Bahn oder gehen mal eben zu Fuß. Die drei Freundinnen, alle 16, hatten lange nur eine Möglichkeit wegzukommen: ihre Eltern. Von Klara zu Lya sind es 17 Kilometer, von Maxime zu Lya vier. Dazwischen liegt die niedersächsische „Tucht“: viele endlose Landstraßen und Felder, dazwischen einzelne Dörfer.

Klaras Dorf hat gut 650 Einwohnerinnen und Einwohner. Unter den dreien hat sie „die Arschkarte“. „Mein Dorf liegt noch mal abgeschiedener, und die anderen wohnen

näher beieinander.“ Klara hat zwei jüngere Schwestern, 15 und 13 Jahre alt. Sie selbst spielt Tennis im Verein, besucht in der Schule zusätzlich die Technik-AG. Entsprechend viel fahren ihre Eltern rum. „Die waren sofort einverstanden, als ich mit fünfzehneinhalb den Führerschein für die 125er machen wollte.“ Bei Maxime war es ähnlich. Lyas Eltern haben sich dagegen entschieden: die Kosten. Für Führerschein und Motorrad muss man mindestens 3.000 Euro einplanen. „Und es war ja klar, dass ich mit 16 mit dem Autoführerschein anfangen“, sagt Lya. Auch der kostet um die 3.000 Euro.

Inzwischen sind Lya und Maxime in der Fahrschule angemeldet, Klara hat schon die Theorieprüfung für den Pkw bestanden. „Wir kennen niemanden, der nicht seinen Autoführerschein machen will.“ 2022 wurden rund 740.700 Fahrerlaubnisse für Krafträder und Pkw an unter 25-Jährige erteilt. Die Zahl ist laut Kraftfahrt-Bundesamt (KBA) seit Jahren stabil.



Was ist denn hier los? Nicht viel. Und ohne Führerschein noch weniger

„Gerade Jugendliche und Senioren sind vulnerable Gruppen, für die es unbedingt entsprechende Mobilitätsangebote braucht“, sagt Melanie Schade. „Nicht nur angesichts der nötigen Verkehrswende, sondern vor allem als wichtiger Baustein für gute Lebensbedingungen auf dem Land.“ Wenn man die ernst nimmt, hieße das, dass es allen Menschen, unabhängig von ihrem Wohnort, auch ohne eigenes Auto möglich sein muss, ihrem Alltag nachzugehen.

Für Maxime, Lya und Klara würden dazu auch Angebote gehören, die nachts fahren. Wenn sie feiern gehen und was trinken wollen, ist die 125er keine Option. Nachts allein mit dem Fahrrad zurückfahren erlauben ihre Eltern nicht. Von Nachtbussen oder Taxis, die extra am Wochenende für Jugendliche für wenig Geld fahren, haben sie in ihrer Region noch nichts gehört. Also heißt es wieder: Elterntaxi. Natürlich wollen alle Eltern lieber hinbringen als nachts abholen. Wirkliche Diskussionen gebe es aber nicht. Es ist einer der Generationenverträge auf dem Land. Ohne Auto geht hier nichts. Alle wissen es, alle handeln danach. Die Fahrgemeinschaften sind also schnell organisiert.

Was hier privat läuft, ist ein Vorbild für die Verkehrswende im ländlichen Raum. Täglich fahren Millionen Pkw über die Landstraßen – aber nur mit durchschnittlich etwas mehr als einer Person pro Fahrzeug und Weg. Heißt: Zwei bis drei Sitzplätze fahren leer herum.

Es gibt Ideen, um das vorhandene Angebot an Pkw auf dem Land besser zu nutzen. Von Apps, die Fahrerinnen und Mitfahrer zusammenbringen, über verschiedene Formen des Carsharings bis hin zu Portalen speziell für Pendelnde. In ländlichen Räumen sei es dabei noch wichtiger, den genauen Bedarf zu ermitteln, sagt Melanie Schade, und entsprechend passgenaue Angebote zu machen. Wichtig sei auch, dass die Angebote Bestand haben: „Die Menschen vor Ort müssen sich darauf verlassen können.“

Lya, Klara und Maxime verlassen sich vor allem auf sich. Gefeierte wird lieber auf Homepartys als in der nächstgrößeren Stadt, geschlafen immer bei der Person, die am nächsten dran wohnt.

In der Ferne hupt es, kurz darauf kommt Klara wieder angefahren. „Ich wollte eigentlich blinken, aber dann hab ich aus Versehen die Hupe gedrückt. Die sitzt an deiner Maschine anders.“ Sie tauschen sich noch kurz über ihre 125er aus. Ist Klaras durchgehende Sitzbank nun besser als Maximes zweigeteilte? „Ach, egal jetzt“, die beiden müssen nach Hause, morgen ist Schule. Ein aktuelles Thema im Erdkundeunterricht: Wirtschaftsregionen im Wandel – die Automobilindustrie.



Die Klimakrise und die Debatten um die Klimapolitik haben die Verkehrsentwicklung kaum verändert. Die Menschen sind mehr unterwegs, in den Städten wie auf dem Land, und dabei wächst der Bestand an Pkw. Anfang 2024 waren nach KBA-Angaben gut 49 Millionen Pkw gemeldet.

„Das Auto bietet immer noch die größte Flexibilität“, erklärt Melanie Schade. „Und wenn keine anderen entsprechenden Angebote da sind, wird das Auto das Mittel der Wahl bleiben.“ Schade leitet die Projektgruppe Kompetenzzentrum für Ländliche Mobilität im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung. Und betont: „Die Verkehrswende ist nicht nur ein städtisches Unterfangen, auch wenn sie dort meist leichter gelingt.“

In der Stadt sind neue Mobilitätsangebote einfacher einzubringen als auf dem Land. Ein wesentlicher Grund ist die geringere Bevölkerungsdichte dort: Flächendeckende Angebote lohnen sich wirtschaftlich einfach nicht. Ein öffentlicher Nahverkehr (ÖPNV), der bezahlbar ist und regelmäßig fährt, ist für viele Kommunen nicht zu finanzieren.

ÖPNV heißt für Maxime, Klara und Lya: Schulbus fahren. Und der fährt – wie es der Name vermuten lässt – im Takt der Schule. Morgens zur ersten Stunde hin und nachmittags nach der sechsten, siebten oder neunten Stunde zurück. Wenn sie mal später zur Schule müssen, eher Schluss oder eine AG haben: Pech gehabt.

Oder eben eine 125er. Das Leichtkraftrad darf man schon mit 16 fahren. Während Mopeds und klassische Roller höchstens auf 45 km/h kommen, sind auf einer 125er schon mal 110 km/h drin. „Von der Schule brauche ich mit dem Bus 45 Minuten nach Hause, mit dem Motorrad 20 Minuten“, sagt Klara. „Seit ich selbst zum Handballtraining fahre, kann ich mich danach noch spontan mit anderen treffen“, sagt Maxime. Und Lya? Fährt die zehn Kilometer zum Volleyballtraining weiter mit dem Fahrrad, bis sie ihren Führerschein hat.

# Grenzerfahrungen

## Teil 5

### Leo (30) muss sich 25-mal am Tag die Hände waschen

Das erste Mal, dass jemand meinen Waschzwang problematisiert hat, muss so in der siebten Klasse gewesen sein. Ich weiß noch, dass wir im Unterricht saßen, es war ein extrem kalter Winter. Dementsprechend sahen meine Hände aus: signalrot, aufgerissen, blutig. Als ich die Tafel gewischt habe, sind sie meiner Musiklehrerin aufgefallen.

Ich wusste schon, dass ich speziell war, was Sauberkeit und Händewaschen angeht. Ich empfand fast alles als eklig. Und wenn ich etwas angefasst hatte, konnte ich mich, mein Portemonnaie oder andere Gegenstände, die ich eng bei mir trug, erst nach dem Händewaschen wieder berühren. Meine Mitschüler fanden mich sicher ulkig. Aber als Kind habe ich mir keine Gedanken gemacht. Um ehrlich zu sein: Ich fand es auch ein bisschen geil, im Mittelpunkt zu stehen.

Meine Lehrerin hat mir damals deutlich gesagt, dass ich mir Hilfe suchen soll. Auch mit meiner ersten Freundin war das Waschen Thema. Ich wollte sie nicht küssen, wenn sie sich ohne Händewaschen ins Gesicht gefasst hatte. Hilfsangebote habe ich damals abgetan. Ich hatte keine Angst, zum totalen Außenseiter zu werden. Vermutlich, weil ich gar nicht wusste, wie krass solche Zwangsstörungen werden können.

Woher mein Waschzwang kommt, weiß ich nicht. Da war immer so eine Art Ekel, Keime zu bekommen. Bis heute drücke ich Türklinken zum Beispiel nur mit dem Ärmel runter. Die Stelle am Pullover kann ich danach nicht mehr anfassen. Extrem ist alles, was mit dem Gesicht zu tun hat. Ich habe Angst, krank zu werden, Pickel und Herpes zu bekommen, eklig gefunden zu werden. Das ist fast paranoid.

Dass ich mich so oft wasche, bedeutet aber nicht, dass ich besonders auf meine Gesundheit achte. Ich bin Veganer, esse aber viel Ungesundes. Wenn ich mir unterwegs Pommes hole und die Hände nicht waschen kann, esse ich sie mit dem Mund direkt vom Teller. Meine Kippen drehe ich mit der linken Hand. Die wird vorher gewaschen und darf währenddessen nichts anderes machen, Filter und Blättchen berühre ich ja mit dem Mund. Da bin ich besonders sensibel: Ich habe früher in Bands gesungen, und wenn ich mit dem Mund das Mikrophon berührt hatte, musste ich abrechnen. Dann habe ich mir Desinfektionsgel in den Mund gesprüht. Keine Ahnung, ob das hilft. Aber das hat gereicht, um nicht mehr darüber nachzudenken.

Ich weiß mittlerweile, dass mein Verhalten irrational ist. Darauf weisen einen die Leute sehr gern hin: dass ich mich ja gar nicht so viel waschen müsste. Solche Hinweise helfen null, durch die habe ich mich oft eher noch hilfloser gefühlt.



Mit 18 habe ich doch Hilfe angenommen und eine Therapie gemacht, meinen Eltern zuliebe. Ich habe mich mit dem Therapeuten nicht verstanden, das hat gefühlt nichts gebracht. Geholfen hat mir die Zeit: Ich habe gesehen, dass ich krank werde und Pickel kriege, immer und immer wieder, da kann ich schrubben, wie ich will.

Waschzwang ist eine der häufigsten Zwangsstörungen. Im Gegensatz zu anderen kriege ich meinen Alltag glücklicherweise hin. Gerade wasche ich mir etwa 25-mal am Tag die Hände, das ist vergleichsweise wenig. Mein Alltag ist vergleichbar mit dem der meisten in der Coronapandemie. Da hat sich plötzlich auch jeder ausgiebig die Hände gewaschen, keiner hat in der U-Bahn mehr die Griffe angefasst oder die Hand gegeben. Ich trage immer noch Maske und vermisse den Faustcheck zur Begrüßung. Die Pandemie war für mich ein kleiner „Ich hab’s euch doch gesagt“-Moment.

Eine Sache, die immer befreit war von meinem Zwang, ist mein Sexleben. Da kann ich abschalten. Ich bin in einer längeren Beziehung und sehr zufrieden. Würde der Zwang die Beziehung und meine Sexualität belasten, würde ich intensiver versuchen, ihn loszuwerden. Gerade ist es echt in Ordnung. Nur eines stört mich: Ich weiß, dass manche meiner Geschichten witzig sind. Humor ist ein Weg, die Sache zu bewältigen. Aber ich würde mich freuen, wenn die Gespräche dann auch tiefer gehen, wenn mich jemand ernsthaft fragt, wie es mir damit geht.

Protokoll: Martin Hogger  
Illustration: Nadine Redlich

# Chip, Chip, hurra!

Hirn-Implantate sollen  
helfen, schwere Depressionen  
zu überwinden

Text: Jannik Jürgens

In einem Büro des Freiburger Neurozentrums holt Volker Arnd Coenen ein goldenes Gestell vom Regal. Mit seinen Ringen und Scheiben erinnert es an ein Tischplanetarium, nur die Planeten fehlen. „Ein stereotaktischer Rahmen“, sagt Coenen, stellt das Gerät auf den Tisch und dreht an vier Schrauben, um einen Modellschädel zu fixieren. „Dieses System erlaubt mir, mit der Genauigkeit von einem Millimeter an jede Stelle des Gehirns zu kommen.“ Vorher muss er ein 14 Millimeter großes Loch in den Schädel bohren.

Coenen, 51, hellblauer Kittel, Professor und ärztlicher Leiter der Neurochirurgie an der Uniklinik Freiburg, forscht an einer Methode, die schwer Depressiven Hoffnung geben kann. Es sind Menschen, die seit Jahren an ihrer Krankheit leiden und denen gängige Behandlungen mit Medikamenten und Psychotherapie keine Linderung bringen.

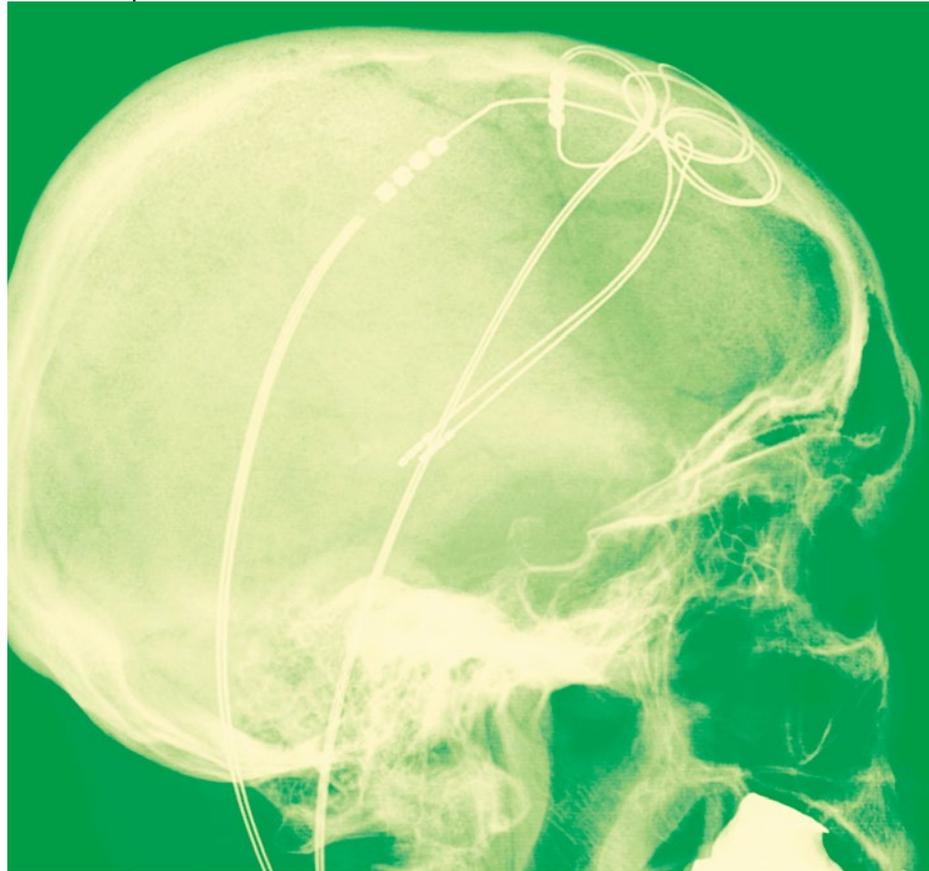
Bei dem neuen Verfahren setzt Coenen ihnen hauchdünne Elektroden ins Gehirn. Die sind mit einem Generator verbunden, der auf Brusthöhe unter die Haut implantiert wird, ähnlich einem Herzschrittmacher. Mit einem schwachen elektrischen Strom, zweieinhalb bis viereinhalb Milliampere, stimuliert der Generator einen Gehirnbereich, der für die Emotionen und Entscheidungen mitverantwortlich ist: das mediale Vorderhirnbündel. Die Behandlung nennt sich „Tiefe Hirnstimulation“.

Sie befindet sich noch im Experimentalstadium. Aber die bisherigen Ergebnisse seien vielversprechend, sagt Coenen. In einer Studie hätten sich die Beschwerden bei 12 von 16 Teilnehmenden deutlich gebessert. „Und es gibt eine Wahrchein-

lichkeit von zwei Dritteln, dass sie nach der Behandlung keine Symptome mehr haben.“ Bis Herbst 2025 läuft an der Uniklinik eine Folgestudie mit 47 Teilnehmenden.

Für die Menschen, die sich bei Coenen melden, ist die Tiefe Hirnstimulation so etwas wie die letzte Chance. „Sie leiden so sehr, dass sie zum Teil nicht einmal mehr die Kraft haben, sich das Leben zu nehmen“, sagt Coenen. Auf psychiatrische Hilfe würden sie oft schon lange nicht mehr hoffen.

Die Depression ist eine der häufigsten neurologischen Krankheiten. In Deutschland leiden knapp neun Prozent der Männer und mehr als fünfzehn Prozent der Frauen unter depressiven Symptomen. Die Krankheit sei so gefährlich wie Krebs, sagen Fachleute: Depressionen sind schwer zu heilen. Laut Coenen werden rund 40 Prozent der Erkrankten durch die etablierte Behandlung wieder gesund. „Rund 60 Prozent erleben einen unruhigen Verlauf“, sagt Coenen. „Mal geht es besser, mal schlechter.“ Heißt: Wer eine Depression bekommt, bleibt wahrscheinlicher dauerhaft krank, als dass er wieder gesund wird.



Rund 30 Prozent der Behandelten helfe keine der etablierten Methoden, sagt Coenen. Leider sei nicht für alle, die zu diesen 30 Prozent gehören, die Tiefe Hirnstimulation die richtige Therapie. Coenen erzählt von Menschen mit sogenannten Komorbiditäten, also weiteren Krankheiten. Bei ihnen könne es sein, dass Symptome auf eine Depression hindeuten, aber eine andere Krankheit ausschlaggebend sei.

Die Idee, Depressionen mit Stromstimulierungen zu behandeln, verdankt Coenen dem Zufall. Als er 2008 an der Universität von British Columbia im kanadischen Vancouver arbeitete, behandelte sein Team einen Parkinson-Patienten mit Tiefer Hirnstimulation. Das ist seit den 1990er-Jahren etabliert, heute lassen sich allein in Deutschland jedes Jahr Hunderte Parkinson-Patienten ein Neuroimplantat einsetzen. Doch bei diesem Patienten sei der Strom an eine Stelle im Gehirn gelangt, die er eigentlich nicht erreichen sollte, erzählt Coenen: an das mediale Vorderhirnbündel. „Die Stimulierung hat bei ihm manische Symptome ausgelöst.“ Erhöhte Impulsivität, Gefühl von Grandiosität, übersteigertes Freudeempfinden, sehr viel Energie.

Später kam Coenen auf die Idee: Könnte man das Gehirn von Menschen mit Depression so stimulieren, dass ihre Stimmung auf ein durchschnittliches Level kommt? Nach 15 Jahren Forschung, die er zusammen mit dem Psychiater Thomas Schläpfer betrieben hat, sagt Coenen: „Es scheint zu funktionieren.“

Wie genau, weiß er bis heute nicht. Coenen vermutet, dass es etwas mit einem Bereich im unteren Hirnstamm zu tun hat, über den der Strom das Belohnungs- und Emotionssystem erreicht. Um die Vermutung zu bestätigen, müsse wohl noch Jahrzehnte geforscht werden, sagt Coenen.

Die Tiefe Hirnstimulation birgt allerdings auch Risiken. Die Elektrode muss in einen tiefen Bereich des Gehirns gebracht werden, dabei be-

steht die Gefahr einer Blutung. Bei etwas weniger als einem Prozent der Operierten komme es zu dauerhaften Schäden, sagt Coenen, also Einschränkungen, die das Leben der Patientinnen und Patienten länger als sechs Monate verändern. Außerdem bestehe ein Infektionsrisiko von bis zu fünf Prozent. „Manchmal ist es notwendig, die Komponenten wieder zu entfernen.“

Coenen weiß, dass es Vorbehalte gibt gegen Brain-Computer-Interfaces. Wenn Gehirn und Computer verschaltet werden, kommen Ängste hoch. Könnte ein Chip beispielsweise den Charakter eines Menschen verändern? Leichte Veränderungen, sagt Coenen, seien immer möglich. Wobei eine schwere Depression viele ohnehin charakterlich verändere. „Wir bringen eher den Menschen zurück, wie er vor der Krankheit war“, sagt Coenen. Er könne sehen, dass sich die Lebensqualität der Behandelten verbessert, dass sie wieder rausgehen, am sozialen Leben teilnehmen, zum Teil arbeiten können und wieder Freude empfinden.

Und die Angst, jemand könnte die Technologie missbrauchen, sich in fremde Köpfe hacken und so Skrupel und Moral ausschalten? Auch eine Mär, sagt Coenen. Unser Wille bestehe, einfach ausgedrückt, aus mehreren Netzwerken im Gehirn: Eines könne die Hirnstimulation vielleicht kurzfristig ausschalten, aber nicht alle auf einmal. Für eine Gehirnwäsche taue so ein Hirnimplantat nicht, sagt Coenen. „Das gibt es nur in Filmen.“

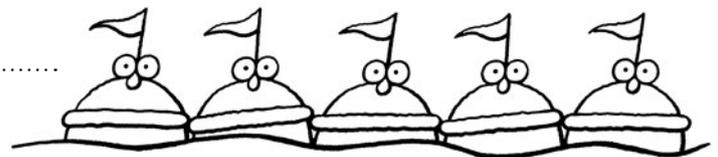
*Wenn es dir oder anderen nicht gut geht, kann die Telefonseelsorge helfen. Anonyme, kostenlose Beratungen kriegst du zu jeder Tages- und Nachtzeit unter den bundesweiten Telefonnummern (0800) 111 0 111 oder (0800) 111 0 222. Die Telefonseelsorge bietet auch Mail- und Chatberatungen an.*

## Grenzwertig V: ..... Anti-Flüchtlings-Bojen

Auf dem Wasser lassen sich keine Gräben oder Stacheldrahtzäune errichten. Und so nehmen viele Flüchtende den gefährlichen Seeweg, um ihr Ziel zu erreichen. Anfang 2020 kündigte Griechenland an, kilometerlange schwimmende Grenzbarrikaden vor Lesbos testen zu wollen. Die Insel liegt nur zehn Kilometer vor der türkischen Küste, von dort setzen fast täglich Geflüchtete in überfüllten Schlauchbooten über. Menschenrechtsorganisationen reagierten entsetzt auf Griechenlands Plan – umgesetzt wurde der bis heute nicht. Dafür gibt es

seit Juli 2023 eine schwimmende Barriere im Rio Grande, dem Grenzfluss zwischen den USA und Mexiko. Die ist 300 Meter lang und sieht aus wie die Ketten, die im Schwimmbad die Bahnen abtrennen, nur dass die Bojen einen Durchmesser von mehr als einem Meter haben. Installieren ließ sie der texanische Gouverneur Greg Abbott. Seitdem wird vor verschiedenen US-Gerichten gestritten, ob das in humanitärer und staatsrechtlicher Hinsicht zulässig war. Ein Teil der Bojen musste bereits wieder entfernt werden.

*Michael Brake*



Das Internet zum Heft:  
fluter.de



## Zeigt eure Ruinen

Im Februar 2022 begannen russische Truppen, Mariupol zu verwüsten. Die Bilder der Toten und Verletzten aus der zerstörten ukrainischen Stadt wurden zum Symbol der Kriegsgrausamkeit. Knapp ein Jahr später reiste der Fotograf Éric Vazzoler in die Hafenstadt, ließ Jugendlichen Kameras und bat sie, den Alltag in Mariupol zu fotografieren. [fluter.de/picsforpeace](https://www.fluter.de/picsforpeace)

## Lass mal reden

Auf Pausenhöfen und in den Timelines eskaliert die Debatte um den Nahostkonflikt schnell: Für viele Schülerinnen

und Schüler ist das Thema ein persönliches. Shai Hoffmann und Jouanna Hassoun wollen mit den „Trialogen“ dafür sorgen, dass ihre Sorgen und Ängste gehört werden. [fluter.de/trialoge](https://www.fluter.de/trialoge)

## Mit allem abschließen

Als sie zur Schule gehen sollten, waren sie ganz woanders: auf Krankenstationen, in der Jugendpsychiatrie, auf Drogen. In einem Bildungszentrum in Frankfurt am Main bekommen Jugendliche die Chance, ihre Abschlüsse nachzuholen. Es wird viel gebüffelt, über die Cannabis-Vergangenheit gebondet – und trotzdem bleiben an manchen Tagen die Stühle leer. [fluter.de/chance](https://www.fluter.de/chance)

## Vorschau

Gestritten wird ständig. Und über alles. Beim Abendessen, in Talkshows, in Regierungen, bei TikTok. Über Gefühle, Geld, Staatsgrenzen. Manchmal triumphiert einer, wenn's dumm läuft, stehen am Ende alle als Verlierer da. Kein Wunder, dass die meisten keinen Bock auf Streit haben. Aber ohne geht's halt auch nicht, allein schon der Demokratie wegen. Wie also streiten, ohne dass es so verdammt wehtut, sondern vielleicht sogar konstruktiv wird? Wie schließt man wieder Frieden? Und gibt es Beleidigungen, die kernig sind, aber fair bleiben? Das nächste fluter-Heft soll ein reinigendes Gewitter werden.

### Impressum

**fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung**  
Ausgabe 90, Thema Barrieren  
Frühling 2024  
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)  
Thorsten Schilling (V.i.S.d.P.)  
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn  
Tel. 0228/99515-0

**Redaktionsleitung**  
Simone Ahrweiler (Bundeszentrale für politische Bildung)

**Redaktionelle Koordination**  
Paul Hofmann (DUMMY Verlag)

**Bildredaktion**  
Trine Skraastad

**Artdirektion**  
Sabine Kornbrust

**Mitarbeit**  
Michael Brake, Natalie Dedreux, Moritz Fehrle, Lena Fiedler, Oliver Gehrs, Steffen Greiner, Martin Hogger, Jannik Jürgens, Mareice Kaiser, Anne Leichtfuß, Jonas Mayer, Victoria Porcu (Volontärin bpb), Kristina Ratsch, Doreen Reinhard, Alina Schneider (Volontärin bpb), Paul Spitzack, Andrea Schöne, Ann-Kristin Schöne, Selmar Schüle, Isabel Stettin, Katharina Wellems, Erdmann Wingert

**Dokumentation**  
Kathrin Lilienthal

**Korrektorat**  
Tina Hohl, Florian Kohl

**Redaktionsanschrift / Leserbrief**  
fluter Magazin  
DUMMY Verlag GmbH  
Kirchstraße 1, 10557 Berlin  
[post@fluter.de](mailto:post@fluter.de)

**Redaktionelle Umsetzung**  
DUMMY Verlag GmbH  
Kirchstraße 1, 10557 Berlin  
ISSN 1611-1567  
Bundeszentrale für politische Bildung  
[info@bpb.de](mailto:info@bpb.de)  
[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

**Abonnement & Leserservice**  
Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung  
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr  
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295  
[abo@heft.fluter.de](mailto:abo@heft.fluter.de)

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen:  
[www.fluter.de/heft-abo](http://www.fluter.de/heft-abo)  
[abo@heft.fluter.de](mailto:abo@heft.fluter.de)

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes findet du auf [fluter.de](http://fluter.de) zum Download:  
[www.fluter.de/hefte](http://www.fluter.de/hefte)

**Nachbestellungen**  
Publikationsversand der bpb  
Postfach 501055  
18155 Rostock  
Fax 038204/66-273  
[www.bpb.de/shop](http://www.bpb.de/shop)  
Nachbestellungen werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

**Druck**  
Druckhaus Kaufmann GmbH  
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr  
Tel. 07821/945-0  
[info@druckhaus-kaufmann.de](mailto:info@druckhaus-kaufmann.de)  
[www.druckhaus-kaufmann.de](http://www.druckhaus-kaufmann.de)

**Bildnachweise**  
Illustrationen: Nadine Redlich; Cover: [M] Charlie Fitz & Oscar Vinter; U2 Rafał Milach/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 3 Leo Cackett, Charlie Fitz & Oscar Vinter; S. 4 Charlotte Sattler, Marshl Ceron Palomino, Melissa Schriek; S. 5 Daniel Chatard; S. 6-7 Tina Herchenröther, „Die Fünf“, Acryl und Bleistift auf Baumwolle, 110x160cm, 2024, Foto: Axel Schneider, courtesy Atelier Goldstein; S. 9 Tina Herchenröther, „Die Fünf“ (Ausschnitt), 2024; S. 12 Holger Friedemuth; S. 14, 15, 16 (u.), 17 Charlotte Sattler; S. 16 (o.) Maria Irl; S. 20 Kipling Phillips; S. 21 WOA Festival GmbH; S. 22-25 Marshl Ceron Palomino; S. 28-30 Iona Dutz; S. 32 Julia Sang Nguyen; S. 34-35 Julius C. Schreiner; S. 38-41 Daniel Chatard; S. 42 Melissa Schriek (o.), irl/IMAGO; S. 44-46 Jule Wild; S. 48 [M] © Hellerhoff/Tiefe Hirnstimulation/CC BY SA 3.0/Wikimedia; S. 50 Mikhail Kozinets; U3 Charlotte Sattler; U4 Renke Brandt

**Papier:** Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:  
[www.fluter.de/datenschutz](http://www.fluter.de/datenschutz)

# Macht mal

Foto: Charlotte Sattler



Das bpb-Dossier  
„Behinderungen“ sammelt  
Perspektiven aus Forschung,  
Historie, Inklusion und  
Gesetzgebung:  
[bpb.de/behinderung](http://bpb.de/behinderung)

# Platz!

# Täglich *tiefer*

# blicken

Foto: Renke Brandt

Auf [fluter.de](https://fluter.de) gibt's immer  
was Neues

